



# GRENZGÄNGER

private Erinnerungen an eine Zeit deutscher Umbrüche

Axel Kliment-Feuerberg

Eigenverlag

## **Grenzgänger**

private Erinnerungen an eine Zeit deutscher Umbrüche

### **Kapitel**

Die Chemie muss stimmen

Halbstarker

Mit der Liebe nach links

Nie Elfenbeinturm, nie Prolet

In den „Höhlen von Schlachtensee“

Rüber gemacht in den wilden Osten

In alten Gefilden

Social Media, die Wiederentdeckung der Kunst und ein verhängnisvolles Intermezzo

Auf zu Sissi und den Schluchtenscheißern

Die Freiheit, die sie meinen

## Grenzgänger

Wenn man jünger ist lebt man, wenn man alt wird, versucht man sich selbst einzuordnen. Erfahrener ist man geworden, weiser eher nicht. Man hat nur mehr Schubladen und weigert sich vieles noch einmal neu zu überdenken. Sollte diese Bio in Teilen ein wenig dem Buch „Herr Lehmann“ von Sven Regner ähneln, so ist das wohl dem ähnlichen Zeit- und Ortsgeist geschuldet. Nicht nur die Kreuzberger Nächte waren lang.

## Die Chemie muss stimmen

*„Erfindungsreichtum, praktische Fähigkeiten und die Fähigkeit beides zweckvoll zu verbinden, ließen mich auf einen Kameraden aufmerksam werden. Er war von der Sorte Mensch, die eine Ausstrahlung besitzen und ein offenes Gemüt durch frühe Erfahrungen, Empfindsamkeit und Standpunkte im Leben. Unsere Annäherungen trafen auf Übereinstimmungen. Wir unterhielten uns stundenlang. Er war gebürtiger Berliner, seine Vorfahren aus dem Harz, und seiner Anlage nach diesem Flecken Deutschlands sehr verbunden. Er hatte die Mittelschule besucht und wollte weiterstudieren und einen Beruf ergreifen, der ihn voll in Anspruch nahm. Aber die Wahl fiel ihm schwer; sein Interessengebiet war zu groß, die Fähigkeiten zu vielseitig, ich wirkte neben ihm einseitig. Er lächelte und sagte mir ein reibungsloses Leben voraus.“*

So beschrieb der österreichische Autor Franz Rieger die Begegnung mit meinem Vater Hubert in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in seinem Buch „Außer-Fern“. Er hätte damit wohl auch mich meinen können. Auf jeden Fall meine breitgestreute mittelmäßige Begabung und meine Unentschlossenheit an vielen Weichen meines Lebens.

Große Teile meiner frühen Kindheit sind sehr verschwommen. Eher mit Emotionen verbunden als mit konkreten Erinnerungen. Aber das ist wohl normal. Besonders schwer fällt es einem später zu unterscheiden, ob eine Erinnerung eine echte Erinnerung ist, oder die Erinnerung an eine spätere Erzählung oder ein später gesehenes Bild. Mein Leben begann in einer Charlottenburger Klinik und einer kurzen Zeit in einer Wohnsiedlung in Spandau nicht weit entfernt von der zum Wohnhaus ausgebauten Laube meiner Großmutter väterlicherseits, der Schwester meines Vater „Norchen“, ihres Mannes und ihrer beiden Töchter.

Schon bald ging es in einer Genossenschaftswohnung am Vorarlberger Damm in Friedenau weiter. Hier beginnen die ersten Erinnerungen. Allerdings vermutlich eher fotobasiert. An einen ausklappbaren Sekretär auf dem ich gewickelt wurde, eine Blechbadewanne, in der ich gewaschen wurde, an einen Holzroller, Buddelkastenfreundschaft-

ten, nächtliches Geschrei von Betrunknen aus der Arrestzelle des benachbarten Polizeireviere, die erste Isetta und dann der erste antrazithfarbene Käfer mit Winkern und Bretzelfenster. Auch an einen Radiobastlerfreund meines Vater, der wechselseitig mit der Oma mütterlicherseits den Weihnachtsmann für mich mimen musste und an eine Vorstellung im Kindergarten kurz vor dem nächsten Umzug. Vage an Mittelgebirgsurlaube mit Drachenbauen und Fartenmesserschnitzen. Und an das Flüchten von einer Picknickdecke, auf der punktgenau ein Segelflieger landete.

In meiner wohl nicht ganz falschen Erinnerung spielten meine Großeltern immer eine wesentlich größere Rolle als meine Eltern, vor allem als mein Vater, Ihn verbinde ich mit viel Abwesenheit, vielen Dienstreisen, schon früh auch in die USA. Er hatte seine berufliche Karriere als Chemiker bei den Spandauer Kabelwerken begonnen, aber schon bald eine Anstellung bei der Bundesanstalt für Materialprüfung gefunden und damit die Privilegien eines Beamten. Dafür waren die Eltern meiner Mutter, besonders mein Opa, ständig mit mir unterwegs. Im Steglitzer Stadtpark, auf Volksfesten – besonders interessant waren die der Alliierten, wo Westernstädte nachgebaut wurden, Rodeos stattfanden oder französisches Flair verbreitet wurde. Oft verbunden auch mit militärischen Präsentationen. So krabbelte ich mit Begeisterung in und auf Jeeps und Panzern herum oder fuhr auf dem Flughafengelände Tempelhof richtige motorisierte Go-Cards. Eine feste Größe waren die Kinderfeste im Zoo mit „Onkel Tobias“ den jedes Berliner Kind aus Kinderrundfunksendungen kannte. „Der Onkel Tobias vom RIAS ist da, was wird er wohl heute uns bringen? Er bringt uns zum Lachen, wird Freude uns machen, erzählen und spielen und singen.“

Mein ganzer Stolz war ein mit einem Hauptgewinn an einem Loss-tand erstandenes rotes Plastikrennauto, das größer war als ich. Wobei ich zuhause niemals das Wort Plastik in den Mund nehmen durfte. Mein Vater, seines Zeichens Kunststoffchemiker, korrigierte jeden, dass eine Plastik im Museum steht. Das was man in der Hand halte, sei Kunststoff und nichts anderes. Meist folgte noch eine Belehrung über Polymere. Er promovierte übrigens recht spät über Kunstfaser-

garne, als der Doktor zur Voraussetzung wurde, für den Posten, den man ihm in der BAM bescheren wollte.

Wenn keine Veranstaltungen lockten, die meine Großeltern mit mir besuchen konnten, gab es Dampferfahrten über Wannsee und Havel bis hinauf nach Spandau. Mit Schwäne- oder Wildschweinefüttern, Spaziergängen im Glienicker Park oder auf der Pfaueninsel, Picknicks und Einkehr in Nikolskoje, wo es meinem Opa immer wichtig war, mich auf das Glockenspiel der dortigen Kirche „Peter und Paul“ aufmerksam zu machen, das die gleiche Melodie spielte wie die von der DDR gesprengte Garnisonskirche in Potsdam: „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab.“ Die Garnisonskirche war ein wichtiges militaristisches Symbol der Kaiserzeit. Erzieherische Aphorismen wie „Benimm dich zuhause wie beim König, dann kannst du dich beim König benehmen wie zuhause“ haben mich später, als ich meinen Großvater nicht mehr fragen konnte, immer rätseln lassen, ob er, dem eine große Abneigung gegenüber den Nazis nachgesagt wurde – er soll sich geweigert haben ihnen Uniformen zu schneiden - zeitlebens ein überzeugter Monarchist geblieben ist, oder ob das nur eine Attitüde war. Er war jedenfalls als Soldat des 1. Garderegiments zu Fuß für Kaiser Wilhelm II in den Schützengräben von Flandern. Als Erinnerung behielt er einen Granatsplitter im Arm, der die Beweglichkeit des Arms und der Finger deutlich einschränkte, was ihm auch die Ausübung seines Berufes als Maßschneider erschwerte. Das Halten eines Maßbandes mit der verkrümmten Hand habe ich noch heute vor Augen. Und ich besitze auch heute noch einen Teil eines Briefes, den er aus dem Lazarett nachhause schrieb. Im 2. Weltkrieg war er Luftschutzwart, was nach seinen Erzählungen, beispielsweise vom Begraben eines russischen Soldatens im Garten, auch nicht sehr erbaulich gewesen sein kann. Die Einnahme Berlins durch die Russen und die Folgezeit in der zerbombten Stadt war bekanntlich auch für alle schlimm, die den Krieg und die Naziverbrechen nicht gewollt oder verursacht hatten. Meine Mutter war zu dieser Zeit 17 Jahre alt, blieb nach den Erzählungen einer Tante nicht von den Russen verschont und musste als Trümmerfrau arbeiten.

Auch die Aufenthalte bei meinen Großeltern zuhause waren erlebnisreich. Zwei Häuser weiter, an der Straßenecke, fuhren funkensprü-



hend die Oberleitungsbusse vorbei, auf der anderen Seite des Teltowkanals war eine Schokoladenfabrik, von der es immer aufdringlich nach angebranntem Kakao roch. In der großen Altberliner Wohnung gab es noch Seilzüge, deren Betätigung in der Küche ein Schild anhob, das anzeigte in welchem Zimmer die längst nicht mehr vorhandenen Bediensteten benötigt wurden, es gab einen kleinen Eingang von einer Hintertreppe für Bedienstete, es gab ein Eckzimmer, das von einem gitarrespielenden Studenten bewohnt war, das Badezimmer roch intensiv nach Opas grüner Rasierseife, die er immer gewissenhaft mit einem Rasierpinsel aufschäumte und es gab ein Wohnzimmer mit wuchtigen, schwarz gebeizten Eichenmöbeln und ein Schlafzimmer mit einem großen Schneidertisch. Wohn- und Schlafzimmer waren sein Schneideratelier. In beiden Räumen gab es große Ankleidespiegel mit Seitenflügeln, zwischen denen man sich bis in die Unendlichkeit spiegeln konnte. Und es gab einen Kriechboden, der mein Reich war. Dort bastelte ich Holzschwerter um mit ausrangierten Kleiderpuppen zu kämpfen und bastelte mit leeren Stoffrollen, Packpapier und den Tragegriffen aus einer Holzrolle und Draht, die man in die Schnur von Paketen einhakte um die Pakete zu tragen. Etwas, was zur Arbeit meines Opas gehörte. Er lieferte die von ihm und meiner Oma geschneiderten Kleider und Anzüge selbst mit den öffentlichen Verkehrsmitteln aus. Bis er mit 75 Jahren einem Schlaganfall erlag. Regelmäßig übte er mit mir bei Bus- und U-Bahnfahrten das Berliner Verkehrsnetz, bis ich es fast so gut auswendig kannte wie er. Er hatte vor dem Krieg eine Wohnung und Maßschneiderei in der Zimmerstraße. Einer Querstraße der Friedrichstraße, nicht weit entfernt von Hitlers Reichskanzlei und dem Hotel Adlon, in dem zahlreiche seine Kunden logierten. Ein Fenster von dem er meine Mutter wegholte, damit sie die Geschehnisse davor nicht mit ansehen musste, bot einen Blick auf den Hof des Clou. Eines ehemaligen großen Tanzlokals, das die Nazis zu ihrem Versammlungslokal gemacht hatten. Auch die NS-Presse war in die umliegenden Gebäude gezogen. Bei der sogenannten „Fabrikaktion“ wurden die letzten Berliner Juden im Hof des Clou für den Abtransport nach Auschwitz und Theresienstadt zusammengetrieben.

Die Dampferfahrten mit den Großeltern endeten meist an der Dampferanlegestelle an Bahnhof Wannsee. Die heutige Grünanlage mit

Imbiss, Kartenverkauf und Spielplatz wurde früher von mehreren Gartenlokalen eingenommen. Dort gab es zum Abschluss der Dampferfahrten jedes Mal eine Weiße mit Schuss für den kleinen Axel und einen Schoppen Mosel oder Beaujolais für den Opa. Dazu eine Bockwurst. Und anschließend lauerte an der Treppe hoch zum Bahnhof stets ein Gurkenverkäufer auf einem Hocker, der saure Gurken direkt aus einem riesigen Blecheimer verkaufte. Seit ich eine davon gegessen hatte, habe ich für den Rest meines Lebens nur noch Gewürzgurken gegessen. „Sauer“ hat mich nie besonders lustig gemacht.

Zwischen Dampferanlegestelle und Bahnhof Wannsee führt der Kronprinzessinnenweg entlang, eine Straße, an deren Umbau ich als Student in den Semesterferien als Tief- und Straßenbauarbeiter mitgearbeitet habe. Ich erinnere mich an die anfänglichen Schwierigkeiten einen Aufsitz-Kipplader zu fahren, der durch Abknicken in der Mitte gelenkt wurde, an gefühllose Hände nach einem ganzen Tag Arbeit mit einem Presslufthammer, an einen Kollegen, der fast in einem Schacht für einen Kanaleinstieg verschüttet wurde als erst leise etwas Sand rieselte und dann blitzschnell die gesamte Aussteifung einbrach und an die Annehmlichkeit, in einem kühlen Abwasserschacht, in dem einem die Jauche über die Füße floss, herabgefallene Mörtelreste abzuschlagen, während die Kollegen oben bei 36°C im Schatten über die Hitze fluchten. Bei ähnlicher Hitze musste ich auch an der Berliner Stadtautobahn mitbauen. Schwere Randsteine setzen. Stück für Stück, Kilometer hinter einem und Kilometer vor einem. Ein ähnliches Erfolgserlebnis wie bei einem anderen Ferienjob: Im Hochsommer Getränke nachfüllen in einem kleinen Einzelhandelsgeschäft. Man konnte die Kisten nicht so schnell aus dem Keller heraufschleppen, wie sie von den Kunden geleert wurden.

Eine weitere Etage höher am Wannsee erlebte ich die Geburt des Loretta. Schon lange bevor das eigentliche heutige Lokal unten an der Straßenecke dazukam, begann es oben nur mit einer Bretterbude und Rockkonzerten eher nicht vielversprechender Bands aus der Nachbarschaft auf einer Palettenbühne, die immer wieder von der Polizei beendet wurden, weil sich Bewohner eines Altenheims auf der anderen Seite der Wannseebrücke regelmäßig belästigt fühlten. Die Zeit in Friedenau endete als ca. 50 Meter vor dem Fenster der

Wohnung vorbei die Stadtautobahn erbaut wurde und mein Bruder Dirk unterwegs war. Der Kindergarten fiel aus und es ging direkt zur Einschulung in Zehlendorf. An der Fassade der Grundschule prangte noch in großen weißen Lettern das Wort „Hospital“. Die neue Wohnung in der Spanischen Allee, die damals noch Hitlers Legion Condor gewidmet war und die erst 1998 durch das Hinzufügen eines kleinen „Guernica-Platzes“ den Opfern der Nazis und des spanischen Bürgerkriegs umgewidmet wurde, brachte neue Freunde und Freundinnen und eine abenteuerreiche Umgebung mit sich. Im Hof des Siedlungsgevierts gab es kleine Gärtchen, wo mein Vater mir, in verhassten Lederhosen mit röhrendem Hirsch auf dem Brustlatz gekleidet, auf ca. 20 Quadratmetern Kartoffel-, Obst- und Gemüseanbau beibrachte, vor allem Umgraben und Unkrautjäten. Verständlicherweise lag es mir näher mit den neuen Freunden Cowboy und Indianer oder Verstecken zu spielen. Das ging einmal wortwörtlich in die Hose. Während noch gezählt wurde, kletterte ich auf der eiligen Suche nach einem Versteck über einen Jägerlattenzaun und rutschte dabei von der Querlatte ab. Die Spitze einer der diagonalen Latten bohrte sich tief in meinen Oberschenkel und das Hosenbein der ähnlich wie die Lederhose verhassten, von den Großeltern genähten, pepitagemusterten Hose färbte sich in Sekundenschnelle von dort abwärts blutrot. Ich lief nach Hause zu meiner Mutter, die rief einen Nachbarn, der bedeckte seine Käferrückbank mit einer Folie und fuhr mich in das Krankenhaus um die Ecke, wo ich erstmal ins Wartezimmer verwiesen wurde. Erst nach einiger Zeit befand eine Schwester, dass mein Blutverlust wohl doch bedenklich sein könnte. War er auch, wie ich später erfuhr. Später schockte ich die Mädchen in der Klasse damit, dass ich mir schmerzfrei einen Zirkel in das Narbengewebe bohren konnte.

Auf der Grundschule war ich noch ein fleißiger und aufmerksamer Schüler. Vielleicht deshalb auch auf Platz zwei als Prügelknabe, der gerne gehänselt wurde. Ich erinnere mich, dass mir die Hosen heruntergezogen wurden als ich an den Ringen hing und an eine Verfolgungsjagd, die mit einem unverschuldeten Eintrag im Klassenbuch endete. Wörtlich: Tadel wegen Kletterns im Abortgebälk“. Eine Erfahrung, die vielleicht wegweisend war für meine Entwicklung, als es auf dem angrenzenden Gymnasium weiterging.

Wir zogen um in ein neu entstandenes kleines Reihenhauses ein paar Straßenecken weiter. Als mein Bruder ein eigenes Zimmer beanspruchte, wurde das Dach ausgebaut und nachdem ich fleißig mitgeholfen hatte Rigipsplatten zu sägen und zu verspachteln und wochenlang quälende Glaswollereste in der Kleidung hatte, zog ich um ins Dach. Im Sommer war es fürchterlich heiß unter den schwarzen Ziegeln, aber ich war froh mein eigenes Reich zu haben. Kapitän Hornblower war neben Karl May meine Lieblingslektüre und so bemalte ich die Giebelwand innen mit einer großen Dreimastbark. An der gegenüberliegenden Wand kam später das Logo des Woodstock-Konzerts dazu. Ein Vogel auf einem Gitarrenhals. Darunter standen die Autogramme aller Besucher. Und bei romantischen Anwandlungen saß ich nachts auf dem Schornsteinfegerbrett auf dem Dach und spielte Gitarre.

Ein paar Jahre zurück: Mein Vater legte Wert darauf mir seine Kenntnisse weiterzuvermitteln. Neben einem Radiomann-Baukasten bekam ich zum Geburtstag einen Chemiebaukasten. Die Experimente, die ich bevorzugte, gingen aber bald in eine recht explosive Richtung. Die Begeisterung meines Vaters für meine Experimente ließ allerdings schlagartig nach, als mir eine Brennerflamme in eine Flasche mit Methanol zurückschlug, ich die Flasche vor Schreck fallen ließ und der halbe Keller in Flammen stand. Noch stressiger wurde es dann vor allem bei den Experimenten mit einem Schulfreund. Wir hatten in einer leerstehenden ausgebombten Villa im Keller ein Labor entdeckt, aus dem wir uns reichlich bedient hatten. Aber auch die Zutaten für Schwarzpulver bekam man mit einem treuherzigen Gesicht noch in jeder Apotheke oder Drogerie zu kaufen. Schnell entstanden Raketen, Böller und Vulkane. Einen der selbstgebauten Vulkane zündeten wir in der Pause auf einem Fensterbrett der Schulklasse. Dicke Rauchschwaden zogen den Schulflur entlang bis zum Lehrerzimmer. Das hatte zur Folge, dass wir in den Ferien anrücken und das halbverkohlte Fensterbrett und das Fenster darüber abschleifen und neu streichen mussten.

## Halbstarker

Auch die Auseinandersetzungen in der Klasse wurden massiver. „Standardgags“ waren, sich mit Stühlen zu bewerfen und „fang auf“ zu rufen, oder eine Minute vor Stundenbeginn die Mappe von Mitschülern aus dem Fenster zu werfen. Regelmäßig fanden Gefechte mit Gummis und Papierkrampen unter und über den Schultischen statt. Dabei kristallisierte sich eine Gang heraus, die zunehmend Lehrer und Mitschüler terrorisierte. Eines Tages traf ich ihren Anführer mit einer Papierkrampe ins Auge. Doppeltes Glück: Er wurde nicht ernsthaft verletzt und ich hatte nicht nur plötzlich Respekt, sondern wurde quasi in diese Truppe aufgenommen. Auch ein guter Freund von mir, noch aus der Grundschulzeit. Genauso wie der Anführer dieser Gang, der der Gleiche war, der mich an der Grundschule ins „Abortgebälk“ getrieben hatte. Ein loser, sehr unguter Verein entstand, der situationsabhängig von drei bis vier Wortführern bis zur halben Klasse reichte. Von allen Lehrern der Schule gefürchtet. Einen Referendar trieben wir sogar in die Erwachsenenbildung. Ein Mädchen sagte mit unschuldigem Gesicht zu ihm: „Sie haben aber einen Langen“, nachdem ihn ein von uns geworfener Schwamm am Oberschenkel traf und dort ein feuchter Fleck blieb. Auch andere sexuelle Anspielungen trieben ihm immer wieder die Röte ins Gesicht. Papiertaubensalven der halben Klasse auf den Lehrer im Physiksaal taten ein Übriges. Weitere „Highlights“: Mit einem Funkeninduktor, den wir an die Klinke der Klassentür anschlossen, bevor der Lehrer kam, bewiesen wir, dass wir in Physik aufgepasst hatten. Neben einem Schriftzug „Helme ist scheiße!“ über die halbe Portalfassade der Schule, mit einem roten Stern als I-Punkt, ließ sich der Direktor Helmert stolz fotografieren, was aber nichts daran änderte, dass drei Versetzungen nicht stattfanden. In der Parallelklasse flog mitten in der Stunde der Klassenschrank auseinander, nachdem dort ein Kanonenschlag mit einer Zigarette als Zeitzünder deponiert worden war. Ich erinnere mich an Mutproben, bei denen ich ein Tabascofläschchen auf Ex trank und aus dem ersten Stock des Schulgebäudes sprang. Da einige auch aus politisch sehr fragwürdigem Elternhaus kamen, war es bald auch cool Hakenkreuze in den Schultisch zu ritzen oder Judenwitze zu erzählen. Wir wussten aus einem eigentlich sehr guten Geschichtsunterricht genau wofür das stand. Es leugnete meines

Wissens auch niemand die Verbrechen des Nationalsozialismus. Aber man wollte cool sein und dazugehören. So wie Rocker mit ihren eisernen Kreuzen und Wehrmachtshelmen.

Es gab alkoholisierte Autorennen. Mit GIs, die mit „Fuck the Army“ herausgefordert wurden. Einen tödlichen Motorradunfall. Und auch Waffen waren im Spiel. Eine Auseinandersetzung vor einem Jugendclub mit Schreckschusspistolen endete beinahe mit dem Gehörverlust eines Bekannten. An zwei scharfe Pistolen kann ich mich ebenfalls erinnern, mit denen aber nur angegeben und auf Bäume geschossen wurde. Nach Alliiertenrecht stand auf ihren Besitz prinzipiell die Todesstrafe. Einmal wurde stolz eine Derringer, eine kleine Taschenpistole, unter dem Tisch im Garten eines italienischen Lokals herumgezigt, in dem wir häufiger unsere Freistunden mit dem Genuss von Marsala-Süßwein verbrachten. Auch einen Lehrer traf man dort häufiger an, der in der Schule immer auf eine sympathische Weise recht angeheitert war und eine auffallend rote Nase hatte. Der Besitzer der Pistole wurde aufgefordert, damit auf einen Baum vor dem Restaurant zu schießen. Sekundenbruchteile nachdem er das tat, bog zufällig ein Streifenwagen um die Ecke und alle Beteiligten sprangen in die Hecke daneben. Kaum war der Streifenwagen um die nächste Ecke verschwunden, hörte man Stöhnen und Schmerzensschreie. In der Hecke war ein Stacheldrahtzaun versteckt.

Das Ganze endete für mich rechtzeitig, als es richtig kriminell wurde. Mein bester Freund hatte ohne dass ich es mitbekommen hatte, mit den zwei bis drei Schlimmsten dieser Truppe in mehreren Schulgebäuden und in einem Gemeindehaus eingebrochen und Musikinstrumente gestohlen. Im Keller des Vaters eines der Wortführer, der von seinem Steuerberater-Vater einen Mustang Mach 1 gesponsert bekam, fanden damit Möchtegern-Rockkonzerte statt. Ich hatte auch auf einem Schlagzeug herumgeprügelt und auf die Frage, woher das alles stammt, die Antwort bekommen, dass das alles der Vater bezahlt hätte. Bei einem Steuerberater und einem Ami-Schlitten für mich zunächst eine hinreichende Erklärung. Dann wurde mein Freund erwischt, als er bei einer gemeinsamen Schulfreundin einbrach und Schallplatten stahl. Dadurch flogen die ganzen anderen Einbrüche auf. Er legte ein Geständnis ab und forderte die Mittäter

auf, den Schaden mit zu begleichen, wenn er sie raushalten sollte. Diese lachten ihn aus. Daraufhin erklärte ich mich bereit vor Gericht gegen sie auszusagen, was ich über die „Kellerkonzerte“ wusste. Was zu einigen ewigen Freundschaften führte. Als ich 25 Jahre später zu einem Abiturtreffen einlud, bekam ich eine Faxantwort auf der fett diagonal über eine ganze Seite stand: „Du weißt nicht, was du tust!“. Ich fürchte, es war umgekehrt. Er war, wie ich später erfuhr, seit der Schulzeit eifriger Kokain-Konsument und jagte sich einige Jahre später eine Kugel in den Kopf. Möglicherweise war es die gleiche Vorderladerpistole, mit der er auch einmal zwischen unserem Haus und dem des Vizepolizeipräsidenten auf einen Baum gefeuert hatte. Wolfgang, der Schlimmste aus dieser Truppe, fuhr sich irgendwann auf der Flucht vor der Polizei tot. In diesem Fall ging es wohl auch um Drogendeals.

### **Mit der Liebe nach links**

All das hätte auch für mich böse enden können. Zumal das Verhältnis zu meinem Vater schon vorgeschädigt war, nachdem ich mit 12 Jahren ein Buch über die antiautoritäre Erziehung in Summerhill entdeckt hatte, es verschlungen hatte und daraufhin meinen Eltern erklärte, wie ich erzogen zu werden wünsche. Die schulischen Leistungen taten ein Übriges um zuhause für übelste Stimmung zu sorgen. Familienpsychologe, Rausschmisse, Prügel und ein sich wahrscheinlich ein Stück weit selbsterfüllendes „Du taugst zu nichts, das kannst du nicht, das wird eh nichts“ waren an der Tagesordnung. Um mein erstes Rockkonzert zu besuchen – Jethro Tull spielte in der Deutschlandhalle – sprang ich aus dem Badezimmerfenster im ersten Stock, nachdem ich das Bad hinter mir verriegelt hatte. Der Besuch war mir als erzieherische Maßnahme verboten worden. Ein gewisses Maß an Reue überkam mich nicht bei der Strafpredigt meiner Eltern, sondern als ich nach dem Konzert auf dem Bahnhof in einer dünnen Jeansjacke bei winterlichen Temperaturen ewig auf einen Zug zurück nach Zehlendorf warten musste. Etwa um die Zeit muss ich auch irgendwie nach Kreuzberg gelangt sein, zum Konzert von Ton, Steine, Scherben“ im Rauch-Haus. Ich glaube, ich war nicht besonders ange-tan, vom revolutionären Geist der dort herrschte. Meine Eltern waren



sicherlich noch viel weniger angetan, dass ich mich bei solchen „langhaarigen Gammlern und Kommunisten“ herumtrieb.

Zum Glück trat dann die erste ernsthaftere Beziehung zu einer Frau in mein Leben. In Liebesdingen war ich äußerst zurückgeblieben. Klassenkameraden lachten mich aus, als ich einmal in der Umkleidekabine, auf die Frage, ob ich denn überhaupt wüsste was ein Fromms sei, naiv antwortete, so wie ich sie kenne, hätte das bestimmt was mit Drogen zu tun. Auf einer Sprachreise nach England hatte ich in der dunklen Ecke einer Diskothek einer Reisebekanntschaft vorsichtig den Busen gestreichelt und bekam zu meinem Schrecken zu hören, ich könne sie ruhig richtig anfassen. Deshalb war es wie so oft eine Schulfreundin, die mich schüchternen Typen darauf aufmerksam machte, dass ihre Freundin Bettina ein Auge auf mich geworfen hätte. Bei einer Gartenparty, bei der wir uns unter die Plane einer Hollywoodschaukel verabsentierten, kamen wir uns schnell näher und erlebten gemeinsam ungeübt und unbeholfen die ersten Schritte der Liebe. Seelisch wie körperlich. Daraus wurde gegen Ende der Schulzeit eine dreijährige Beziehung. Sehr zum Missfallen ihrer Eltern. Beide Akademiker, der Vater ein angesehener TU-Professor mit guten Aussichten auf den Präsidentenposten.

Ihre Ansichten waren nicht sonderlich weit rechts, aber deutlich konservativ. Einen Teil ihres gemeinsamen Familienurlaubs auf einem Campingplatz auf Fehmarn durfte ich mit ihrer Familie verbringen, nachdem ich mich vorher auf einem von meinen Eltern bezahlten Segelkurs am Ratzeburger See, der an sich wunderbar war, vor Sehnsucht verzehrte, die ich vergeblich in etlichen Flaschen billigem Lambrusco zu ertränken versuchte. Selbstverständlich schlief ich dann auf Fehmarn in meinem eigenen Zelt alleine. Auf die Minute genau um 22 Uhr zerzte der Vater seine 17-jährige Tochter aus dem Zelt ihres Freundes. Das wollten wir uns nicht bieten lassen und fuhren heimlich zurück nach Berlin. Am nächsten Tag hatten wir kaum ausgeschlafen, als der Herr Professor vorfuhr, seine Tochter wieder einsammelte und mit zurück nach Fehmarn nahm. Unsere erste gemeinsame Reise allein führte nach Calvi auf Korsika und nach dem Abitur ging es mit einem alten kanariengelben Käfer, Zelt und Schlauchboot durch halb Europa. Zunächst durch Belgien nach Paris,

wo die Schüleraustauschelter von Bettina wohnten. Von dort weiter südlich zu deren Verwandten auf dem Land, wo wir im Dorf herumgereicht wurden, bis wir dem Pastis erlagen, den es überall zur Begrüßung gab. Bei einer Essenseinladung zu einem Gericht mit gekochtem Fenchel, der uns beiden nicht besonders schmeckte, wollten wir zum Ausdruck bringen, dass wir beim besten Willen nichts mehr weiter in uns hineinbekommen. Bettinas „je suis pleine“ - „ich bin voll“ sorgte für verdutzte Blicke und große Erheiterung. Anders als in unserem Französischunterricht in der Schule, verstand man dort darunter „ich bin schwanger“.

Von dort ging es weiter in das Ardècheetal und in die Provence, nach Orange, Arles und Marseille. In St. Maxime hatte mir eine Tante stolz empfohlen ihren Neffen zu besuchen, der dort ein Jugendhotel leitete. Nach langem Suchen fanden wir in betrunken unter einem Tisch. Mehrere Tage verbrachten wir schnorchelnd am wunder-schönen Cap d'Antibes. Auf der Flaniermeile von Nizza fuhren wir mit aus Dach und Fenstern dröhnender Abba-Musik entlang, und in Monaco bestaunten wir neben dem ozeanographischen Museum vor allem die riesigen Jachten im Hafen. Entlang der ligurischen Küste ging es bis Genua, von dort nach Venedig und über den Besuch der Schulfreundin in München, die uns zusammengebracht hatte, zurück nach Berlin. Alles hatte der alte gelbe Käfer brav mitgemacht, dann gab er nach wenigen Wochen mit Motorschaden den Geist auf.

Um von hier auf die politische Ebene zu kommen: Die vielleicht schlimmsten Stunden meines Lebens hatte ich, als ich eines Morgens in einen Bus stieg und in der Zeitung der Person vor mir die Schlagzeile las: Professorentochter ermordet. Darunter ein Foto, auf dem ich zu 99 Prozent sicher war meine Freundin zu sehen. An der nächsten Haltestelle rannte ich zu einem Kiosk um den Artikel zu lesen, der mir auch keine Gewissheit brachte. Erst nach langen vergeblichen Telefonversuchen erreichte ich jemand von ihrer Familie, der mir erklärte, dass bei ihnen alles in Ordnung sei. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund die Professorentochter ermordet wurde, aber es war die Zeit der Roten Armee Fraktion und wir waren ein Stück weit miten im Geschehen. Hätte ich eine Straßenecke weiter gewohnt, wäre mein Konfirmandenpfarrer Pastor Heinrich Albertz gewesen. Ehemali-

ger Berliner Bürgermeister und freiwillige Geisel im Zuge der Entführung von Peter Lorenz. Auch Peter Lorenz selbst wurde nur ein paar Straßenecken entfernt von uns entführt. Raster- und Schleierfahndung waren allgegenwärtig. Beim Betreten jeder Behörde musste man zwischen Polizisten mit Maschinenpistolen hindurch. Als Schülerjob fuhr ich für eine Apotheke Medikamente aus. Als ich einmal mit quietschenden Reifen um eine Ecke fuhr - es war wohl das Lorenz-Grundstück - sprangen Polizisten mit Maschinenpistolen im Anschlag aus dem Gebüsch. Die Nerven der Obrigkeit lagen damals blank. Wir waren oft und gerne im Mifgash zu Gast, einem israelischen Restaurant, in dem eines Tages eine Bombe explodierte. Auf das Maison de France verübte der berühmte Carlos einen Bombenanschlag. Ich war eine Viertelstunde vorher dort vorbeigegangen. Das La Belle war eine bei den amerikanischen Streitkräften sehr beliebte Discothek in einem Schöneberger Altbau. Eine heftige Bombenexplosion mit mehreren Toten brachte fast das ganze Haus zum Einsturz. In diesem Fall war, so weit ich mich erinnern kann, Gaddafi der Auftraggeber. Ein Freund von mir arbeitete damals beim freiwilligen Technischen Hilfswerk. Er musste dort aufräumen und helfen das einsturzgefährdete Haus abzustützen.

Im beschaulichen gutbürgerlichen Zehlendorf sah man sich eher auf der Opferseite, als dass Sympathien für derartige revolutionäre Gewalttaten bestanden hätten. Wenn ich heute versuche einen roten Faden in meinen politischen Ansichten zu finden, dann ist es wohl immer der Wunsch nach Gerechtigkeit gewesen. So wie später aus linker und grüner Perspektive auch zunächst aus rechter Perspektive. Empörung über das was hinter der Berliner Mauer passierte, lockte meine Freundin, ein paar weitere Freunde und mich in das Umfeld eines Klassenkameraden, der sich zum Wortführer der Schülerunion in Zehlendorf aufgeschwungen hatte. Der Schülerorganisation der CDU. Dass er auch bei noch weit rechteren Verbindungen und der bewaffneten freiwilligen Berliner Polizeireserve war, habe ich erst viele Jahre später erfahren. Während ein Freund aus dieser Runde heute CDU-Funktionär im Saarland ist, fühlten wir uns doch schnell im falschen Verein, als von Rückholung der Ostgebiete und Todesstrafe schwadroniert wurde. Der Austritt erfolgte nach wenigen Monaten. Der Vorsitzende machte eine bemerkenswerte Karriere. Er ver-

schwand eines Tages im Stasigefängnis in Hohenschönhausen, weil er versucht hatte Flüchtlinge aus der DDR herauszubringen. In einigen Medien wurde kolportiert, dass er aus Reihen der christlichen Demokraten an die DDR verraten wurde, um ihn mundtot zu machen. Er hätte angeblich zu viel gewusst oder sogar herumerzählt, was er über die Finanzierung von Fluchthilfeunternehmen durch von führenden CDUlern betriebene Bordelle wusste. Einer Truppe, in der u.a. Rechtsaußen Lummer und der spätere Bürgermeister Diepgen, damals in der Jungen Union, eine zwielfichtige Rolle spielten. Ein Buch darüber, in dem es primär um CDU-Korruption um den Steglitzer Kreisel ging, musste später zurückgezogen werden, aber das „Tatsachensubstrat“ scheint nicht gering zu sein, auch wenn es von diesem Klassenkameraden mir gegenüber entschlossen bestritten wurde, als ich später für kurze Zeit mit seiner Schwester befreundet war. Er machte in der Folge als Mitglied der äußerst rechten Republikaner von sich reden, als Staatsanwalt gegen DDR-Unrecht und zuletzt habe ich etwas von einer AfD-Kandidatur in Brandenburg gelesen.

Die Zusammensetzung unserer Lehrerschaft in einem Gymnasium, das als das schwerste in Zehlendorf galt, war bemerkenswert. Sprachen wurden hauptsächlich von verbitterten Kriegswitwen unterrichtet, die äußerst unangenehm waren. Es gab ein konflikträchtiges Nebeneinander von alten Nazis und jüdischen Lehrern, das auf ihre Kinder abfärbte, die den Hass der Familien aufeinander in der Schule austrugen und es gab zum Glück sehr gute und engagierte junge Lehrer im Bereich Biologie, Geschichte, Erdkunde und politische Weltkunde. Eine sehr beliebte Biologie-Lehrerin wurde von der Schule geworfen, weil sie nach einer Abiturprüfung Sektflaschen gesehen hatte und die Klasse mit „ich habe nichts gesehen“ wieder verließ. Die Eltern eines dabei anwesenden Schülers waren Elternsprecher. Eine andere Lehrerin engagierte für uns eine Fahrt nach Ost-Berlin, wo wir die Ständige Vertretung besuchten, die De-facto-Botschaft der Bundesrepublik in der DDR, die nur nicht Botschaft genannt werden durfte, weil die DDR nicht anerkannt wurde. Wir hatten die Gelegenheit lange mit Günter Gaus dem späteren Spiegel-Chefredakteur zu reden, der die Vertretung damals leitete. Diese Lehrerin führte später auch das Fach Darstellendes Spiel an der Schule ein und brachte zusammen mit einem Vater, der namhafter Komponist war,

eine wunderbare Revue der deutschen Geschichte auf die Bühne. Ein an sich sehr guter Deutsch- und Geschichtslehrer, von dessen Vergleich der vier deutschen Verfassungen ich fast heute noch zehren kann, spielte mir damals allerdings ziemlich unpädagogisch übel mit. Sicherlich unwissend und kriegstraumatisiert, wie ich später gehört habe. Kriegserzählungen in unserer Familie, die verlässlich mit dem Satz endeten: „Das kannst du dir nicht vorstellen“ und die Lektüre von „Im Westen nichts Neues“ von Remarque führten dazu, dass ich wohl unbewusst beweisen wollte, dass ich es mir vorstellen konnte. Unter dem Aufsatzthema „Warten“ schrieb ich eine Geschichte von Soldaten, die eingekesselt auf Ersatz warten. Darunter fand ich eine rote 5 und den Kommentar: „Man macht den Krieg nicht zum Schauplatz seiner Fantasie!“ Dann las der Lehrer den Aufsatz der ganzen Klasse als abschreckendes Beispiel vor, wobei ich den Schweiß in dicken Bahnen meine Achselhöhlen herabrinnen spürte. Trotzdem mochte und respektierte nicht nur ich ihn sehr. Es war der einzige Lehrer, auf dessen Beerdigung ich später fast die halbe Schulklasse wiedertraf.

Mühsam hatte ich mich im zweiten Anlauf durch das Abitur gekämpft. Ein junger Lehrer, der später jahrelang als Vogelwart an der Nordsee lebte, hatte uns schon damals viel ökologisches Bewusstsein nahegebracht. Bei der mündlichen Prüfung ging es um Bodenerosion durch Abholzungen und ich erzählte etwas von „Verwüstung“. Vielleicht nicht glücklich ausgedrückt, aber ich würde heute gerne nochmal die Riege der Lehrer sehen, die nicht nur bei Fragen mit dem Kugelschreiber nach mir piekten, sondern schallend über mich lachten, wenn sie die aktuellen Klimaberichte lesen würden. In Englisch hatte ich mich auf einen Tipp des Lehrers hin bestens auf die Geschichte der Indianer vorbereitet und stand völlig nackt da, als ich etwas über Sklaverei und Rassismus in den USA erzählen sollte. „Hättest du doch überleiten können“ war die lakonische Antwort des Lehrers als ich mich hinterher beschwerte.

Anyway, ich hatte ein Abi und wollte Kunst studieren. Dass Freie Kunst zu brotlos sei, davon hatten mich nicht nur meine Eltern, sondern auch andere überzeugt. Also? Architektur? Bühnenbild? Design? Architektur, mit der auch mein Vater mal geliebäugelt hatte, hätte ich

sehr gerne gemacht, aber sie schien mir zu mathematikbehaftet. Wie ich heute weiß, gibt es dafür Statiker.

Mit einer Mappe für visuelle Kommunikation war ich gescheitert, also beschloss ich eine Lehre als technischer Zeichner anzufangen, um entweder erst einen abgeschlossenen Beruf zu haben, oder mit einer Art Praktikum in der Tasche Anfang der neuen Semester meiner Freundin an die pädagogische Hochschule zu folgen. Für Kunst und Biologie, meine beiden Leistungskursfächer an der Schule, bekam ich keine Zulassung. Aber wenigstens für Biologie und Chemie mit der Hoffnung später zur Kunst wechseln zu können. In der Zwischenzeit war ich als technischer Zeichenlehrling schnell zum Zeichner für die Produktion aufgestiegen und zeichnete am Schnürboden für das Internationale Kongresszentrum, das Aluschlachtschiff am Funkturm. Man wollte mich trotz allem Betteln nicht gehen lassen, aber der Semesteranfang nahte. Also streikte ich, indem ich mich ans Zeichenbrett setzte und nur noch Asterixfiguren zeichnete. Nach drei Tagen kam ein wutentbrannter Geschäftsführer und brüllte mich an: „Sie können gehen!“

Die Zeiten an der pädagogischen Hochschule wurden wild und wahrscheinlich auch zu liberal für mich. Ein unübersehbares Angebot an Lehrveranstaltungen zur Auswahl und eine radikale Politisierung, die der Entwicklung von den 68ern zur Spontibewegung entsprach. Sit-Ins, Feminismusseminare, Vorlesungsboykotte, Proteste gegen Berufsverbote, ein Spießrutenlauf vor jeder Vorlesung zwischen Flugblattverteilern aller erdenklicher K-Gruppen, der Tunix-Kongress, „klammheimliche Freude“ über den Buback-Mord, „Ponto, Buback, Schleyer – der nächste ist ein Bayer“ ... Das waren Sprüche, die einem oft begegneten. Kommunisten waren mir ein Greuel, aber bis zu einem gewissen Grad fühlte ich mich zur Spontibewegung hingezogen. Bei Gewalt endete allerdings meine Sympathie. Als mir meine Freundin dann irgendwann nach zwei Semestern eröffnete, dass es einen neuen Mann in ihrem Leben gab, warf mich das völlig aus der Bahn. Auch Didaktik-Seminare, die für mich nichts mehr mit menschlichem Umgang mit Schülern zu tun hatten, sondern Kinder zu wissenschaftlichen Objekten degradierten, riefen bei mir eine Sinnkrise für dieses Studium hervor. Es folgte eine ziemlich depressive Phase

mit immer weniger Studium und immer mehr Jobs, die schließlich nach zwei weiteren Semestern das Studium völlig verdrängt hatten und mir, wenn ich gewollt hätte, den Job eines Filialleiters bei einer Lebensmittelkette eingebracht hätten. Die elterliche Finanzierung war längst versiegt, aber ich verdiente recht gut. Eine Filialleitung bei Reichelt erschien mir allerdings nicht als erstrebenswertes Lebensziel. Die Kollegen waren mir zu „schlicht“ und ich ging erneut bei den Eltern betteln, machte einen zweiten Versuch an der Kunsthochschule, mit Mappe und Prüfungen in der Uni, und wurde schließlich für Industrial Design angenommen. Von einem sehr herzlichen, aber andererseits auch sehr aufdringlichen und beengtem Untermietverhältnis bei einer alten Dame am U-Bahnhof Onkel Toms Hütte war ich inzwischen in das Studentendorf Schlachtensee gezogen, das in den folgenden Jahren mein Leben prägte.

### **Nie Elfenbeinturm, nie Prolet**

Es sei vorweggenommen, auch dieses Studium scheiterte. Einerseits an den Frustrationen des Studiums, aber noch viel mehr am wilden Leben in diesem Studentendorf, das damals schon Alt68er als legendär bezeichneten, das aber auch heute von vielen Mitbewohnern aus meiner Zeit wohl zu Recht so bezeichnet wird. Das Studentendorf war eine eigene Welt, weniger des akademischen, als viel mehr des politischen, vor allem aber auch des sozialen Lernens, wenn auch sicher nicht ganz so, wie es sich die Architekten vorgestellt hatten und die US-Diplomatin Eleanor Lansing Dulles, die sich in den 50ern intensiv um den Wiederaufbau Berlins nach dem Krieg kümmerte. Dazu gehörte auch der Bau der Freien Universität Berlin und unter anderem dieses Studentendorf. Sie war es auch, die sich dafür einsetzte, das amerikanische Kriegsgefangene wie mein Vater in Gefangenschaft Demokratieunterricht bekamen, um einen Samen gegen ein Wiederauferstehen der Diktatur in Deutschland zu legen.

Entsprechend war auch die Architektur des Studentendorfs vom Gedanken eines demokratischen Miteinanders durchzogen. Helle große zentrale Flure (die auch viel Platz für Fahrräder boten) boten Zugang zu geräumigen Gemeinschaftsküchen und eher etwas knapp bemes-

senen Wasch- und Toilettenräumen. An zwei langen schmalen Fluren waren die Studentenbuden aufgereiht die in der Regel nur 8-10 qm groß waren, das Ganze auf 2-3 Etagen. Dazu gehörten einige kleine Apartments für Familien und Gemeinschaftsräume für die Begegnung und den Austausch der Studenten. Von dieser Art Häuser im modernen Bauhausstil gab es über zwanzig in einer weiträumigen Grünanlage verteilt, zu der auch ein Verwaltungsgebäude mit einem Dorfteich davor gehörte, ein ursprünglicher kleiner Laden, der zu meiner Zeit schon als Tischtennis- und Sportraum genutzt wurde und ein großes Gebäude, das Musikübungsräume, einen Theatersaal und eine ursprüngliche Mensa beherbergte, die aber zu meiner Zeit schon zu einer selbstverwalteten Studentenkneipe mutiert war. Hausmeisterwohnungen und zwei große Parkplätze gehörten auch dazu. Die studentische Selbstverwaltung war nicht für die Vermietung der Zimmer zuständig, die das Studentenwerk verwaltete, sondern neben der nach der dortigen Autobuslinie Club A18 genannten Kneipe und dem Theatersaal, auch für Verwaltung und Betrieb eines Fotolabors, einer kleinen Druckerei, auf der das DoFo, eine Dorfzeitung produziert wurde, Werkzeugverleih und Waschmaschinenräume. Regelmäßig gab es im Theatersaal SV-Versammlungen der Haussprecher und der Leute, die als aufwandsentschädigte studentische "Warte" dieser Einrichtungen beschäftigt waren. Diese Veranstaltungen arteten regelmäßig in heftige politisch eingefärbte Diskussionen aus, in denen es meist darum ging, wer sich in irgendeiner Weise bei diesen Jobs bereichert haben könnte. Je mehr orientalische Mitbewohner daran beteiligt waren, um so wortreicher, hitziger und länger wurden diese SV-Versammlungen. Die zentrale Rolle spielte dabei immer der Club A 18, der Beschäftigung bot für zwei Geschäftsführer, Putzleute, Einkäufer und vor allem Tresen- und Küchenkräfte, die nach Losverfahren mehrmals im Monat 2-Tages-Einsätze bekamen, nach denen jeweils ein Bestand und eine Abrechnung gemacht wurde.

Als ich einzog waren gerade zwei neue größere Häuser dazugekommen die unterschiedlich große WGs beherbergten. Durch interne Umzüge in diese Häuser bekam ich ein Zimmer in einem der alten Häuser aus den 50er Jahren. Sie hatten schon viel gesehen, bevor ich einzog. Fluchthilfeunternehmen wurden von dort aus geplant, Rudi Dutschke wohnte eine Zeit lang dort, rote Fahnen wehten damals an-

geblich über den Dächern und in einer Nacht-und-Nebel-Umzugs-Aktion waren sehr zum Verdruss der Verwaltung aus getrennten Frauen- und Männerhäusern gemischte Häuser geworden.

Mein Bruder und ich wurden finanziell von den Eltern immer an einer kurzen Leine gehalten. Für den sozialen Umgang in Zehlendorf sehr kurz. Ich kann nicht sagen, wann es bei den Eltern von noch wirklicher Knappheit und Sparzwängen der ersten Jahre nach dem Krieg in einen gewissen Geiz umschlug. Manche anderen Kinder hätten sich über unser Taschengeld sicher gefreut, aber um mit den Unternehmungen der Freunde mitzuhalten, die meist aus Promifamilien vom Theater und aus Showbusiness und Politik stammten, reichte es oft vorne und hinten nicht. Eine gemeinsame Sprachreise nach England führte zu meiner Freundschaft mit dem Sohn von Edith Hancke, die bis zu meiner Trauzeugenschaft bei seiner ersten Hochzeit führten. Es folgten noch einige. Ich muss es gehaut haben, denn die beiden bekamen von mir einen selbst gebauten „Ehepannenset“ geschenkt. Einen Koffer, der ein Nudelholz, einen Hammer und eine Flasche Schnaps zur Versöhnung enthielt. Beim Hochzeitsfoto wurde mir von Boulevard-Fotografen am Hosenbein herumgezubbelt, bis die Hose richtig fiel und beim Hochzeitsessen war das Brautpaar völlig uninteressant. Kellner und Kellnerinnen verließen rückwärts, vor Edith Hancke dienernd, den Speisesaal. Es war jedenfalls spannend, die ganze Berliner Theaterblase persönlich kennenzulernen, die man vor allem aus dem Fernsehen kannte. Günter Kallmann, Brigitte Mira, Brigitte Grothum und Günter Pfitzmann wohnten bei uns um die Ecke. Der Vater einer Klassenkameradin betrieb ein clubähnliches Lokal am Bahnhof Schlachtensee, in dem sie sich bevorzugt trafen. Götz George konnte man beim Spaziergang um den Schlachtensee ebenfalls häufig treffen. Einem Freund half er beim Anschieben seines Käfers. Einige Male mietete er auch mit einem Teil der Tatort-Truppe den Theatersaal des Studentendorfs an um dort zu proben. So konnte es passieren, das man auf dem Klo dort plötzlich neben Eberhard Feik oder „Hänschen“ stand.

Auch ich spielte Theater, aber natürlich auf einem ganz anderen Level. Aus einem Kurs Darstellendes Spiel der oben erwähnten Lehrerin, war eine Theatergruppe entstanden, die das Theaterspielen nach

dem Abi fortsetzen wollte. Dafür fehlten ihnen Mitglieder und sie fragten bei früheren Schülern nach, ob sie Interesse hätten mitzumachen. So wurde ich erst Beleuchter und später auch Darsteller bei einigen Aufführungen der Theatergruppe Chamäleon im Gemeindehaus Nikolassee. Die lange Nacht der Detektive von Urs Widmer, die Schule der Diktatoren von Kästner und schließlich das von einem der Mitglieder selbst geschriebene Mammutstück „Zeus hat das letzte Wort“. Einer Komödie über Odysseus, der in den Olymp kommt und sich bei den Göttern beschwert, wie übel sie den Menschen immer wieder mitspielen. Wenn ich mich recht erinnere, ging das Stück nicht nur über zwei Bühnen, sondern auch über mehr als drei Stunden. Damals nichts Ungewöhnliches. Die berühmte Schaubühne brachte es auf fünf Stunden und mehr. Das Lernen für eine Doppelrolle in einer so langen Aufführung war nicht leicht. Ich verkörperte Poseidon und Charon, den Fährmann in die Unterwelt. Auch der Requisiten- und Bühnenbau war aufwändig, bis hin zum selbstgebauten Brustpanzer und Helm des Kriegsgottes Ares aus Kunstharzlaminat. Die Gewänder nähte die Mutter des Autors und für die griechischen Säulen erbettelten wir uns bei einem Tierfutterhandel große Styroporplatten, die wir aufeinanderklebten und in die wir dann die Kanellen hineinschnitten. Mit einem Heizdraht in bewährter „Brettchentechnologie“, mit der ein Mitglied sämtliche elektrischen und elektronischen Basteleien auf hölzernen Stullenbrettchen installierte. Und ein Optiker aus der Truppe spendierte für alle Brillenträger Kontaktlinsen.

Zwischendurch gab es „Workshops“ in einem alten Bauernhaus in „Psycho-Pannenberg“, wie wir Lüchow-Dannenberg nannten, die Gemeinde im niedersächsischen Zonenrandgebiet, in der das Endlager Gorleben entstehen sollte. Auf einer Empore des zum Feriendomizils ausgebauten Stallbereichs schlief die ganze zwölfköpfige Theatergruppe aufgereiht nebeneinander in Schlafsäcken, was zu manchen emotionalen und körperlichen Verwicklungen führte, die sich nicht unbedingt positiv auf die Theaterarbeit auswirkten.

Auch zwei weitere Reisen von Teilen der Theatergruppe sollten nicht unerwähnt bleiben. Die eine führte uns im August 1982 mit einem gemieteten Plattbodenschiff über das Ijsselmeer und die Randmeere,



wo es zu erheblichen Verstimmungen anlässlich einer kleinen Meuterei kam. Jeder war vereinbartermaßen verantwortlicher Schiffsführer für zwei Tage. Als wir an einem der letzten Tage bei Windstärke 5 kaum Fahrt über Grund machten, das mit noch nicht ausreichend Ballast ausgestattete Schiff bis fast zum Decksrand auf der Backe lag und der Abend nahte, forderte ich die Segel einzuholen und den Motor anzuschmeißen um den Zielhafen direkt anzulaufen. Die sechsköpfige Mann- und eine Frauschaft weigerte sich und wollte lieber weiter segeln, so dass ich schließlich selbst den Motor anschmiss und in den Wind drehte, damit die knallenden Segel sie zum Einholen zwangen. Das wurde mir lange nachgetragen, zumal dabei einige recht unfreundliche Worte fielen. Eine weitere Reise fand sehr spontan statt. Vier Frauen aus der Theatergruppe hatten eine Reise nach Florenz beschlossen. Der Rest der Truppe brachte sie zum Zug. Danach gingen wir essen und spontan entstand die Idee, was es doch für eine Überraschung sein müsste, wenn wir sie am nächsten Tag in Florenz am Bahnhof abholen würden. Die Vernunft siegte so weit, dass wir uns sagten, dass wir nicht alkoholisiert in der Nacht nach Italien aufbrechen sollten, sondern doch besser am nächsten Tag. So brachen wir am nächsten Tag mit einem alten klapprigen Taunus 17M zu viert auf und fuhren uns am Steuer ablösend in 16 Stunden bis nach Florenz durch. Die Überraschung war in der Tat groß, aber ob die Damen wirklich uns vier Männer am Hacken haben wollten bei ihrer Reise, da bin ich mir nicht so sicher. Wir besichtigten gemeinsam Florenz, Siena und Pisa. Ich glaube, es war der Anblick des Doms von Siena, der mir leicht genervt und ironisch einen Ausruf entlockte, von dem ich bis heute beanspruche der Erfinder zu sein. „Affengeil“ war weit verbreitet. Ich bin überzeugt, dass ich daraus erstmalig „Affentittenturbogeil“ machte. Auf der Rückfahrt machte der alte Taunus schlapp. Auf der Autobahn schoss eine weiße Wolke aus der Motorhaube und alle amüsierten sich angesichts vom Dampf eines Kolbenfressers über Feuerberg, der nicht wie der Rest mit gezücktem Fotoapparat, sondern mit dem Feuerlöscher in der Hand aus dem Auto sprang. Der italienische Automobilclub brachte uns zu einem Hotel am Gardasee, das extra für uns öffnete und ein Truthahnleben beendete. Und die Tochter des Hauses brachte uns in einem Ford Escort in die Stadt. Wir stiegen dem Erbrechen nahe aus dem Auto. Die junge Dame hatte offenbar vielversprechende Rallye-Ambitionen.

## **In den „Höhlen von Schlachtensee“**

Die schon zuvor begonnene, verständliche aber ungute finanzielle Wechselbeziehung mit den Eltern setzte sich im Studentendorf fort. Scheine über belegte Lehrveranstaltungen vorlegen – Geld von zuhause, keine Scheine – kein Geld (in der knapp bemessenen Höhe des Bafög-Satzes, den Studenten bei Bedarf vom Staat bekamen). Dann also wieder mehr arbeiten und weniger studieren, bis mich die Arbeitsbedingungen und die mitunter ziemlich primitiven Kollegen nervten und ich doch lieber wieder ernsthaft studieren wollte. (Wo mich dann an der Uni das abgehobene und hohle Elfenbeinturmgequatsche ähnlich nervte.) Der Professor unserer Hauptveranstaltung beim Design machte es mir (und vielen Kommilitonen) sehr schwer. Im Gegensatz zur Pädagogischen Hochschule war das Studium an der HDK sehr schulmäßig organisiert. Es gab fast nur Lehrveranstaltungen, die man auch belegen musste. Plastisches Gestalten, handwerkliche Grundlagen, Designgeschichte, Zeichnen, etc. Alles fein. Den meisten Raum nahm aber über mehrere volle Tage in der Woche eine Projektarbeit ein. Dort sollten wir in Gruppen einen alten Citroen-Wellblech-Lieferwagen, den der Professor irgendwo günstig erstanden hatte, in Arbeitsgruppen unterschiedlich ausgestalten. Als Wohnmobil, als Eiswagen, als Verkaufswagen, oder als rollende Fahrradwerkstatt beispielsweise. Es kamen gute Ansätze zustande, aber es blieben immer nur Ansätze. Der Professor kam meist mittags für ein bis zwei Stunden vorbei, fragte zerfahren wo wir das letzte Mal stehengeblieben wären, schaute sich die Entwürfe kurz an, lobte sie und erklärte dann, dass er jetzt aber einen ganz neuen Ansatz oder eine ganz neue Idee hätte, die de facto fast alles bis dahin Entwickelte überflüssig machte. Für die Tonne! Das wiederholte sich beständig über 2 Semester. Nach dem ersten Semester war das erste Viertel der Studenten weg, der Rest saß herum und versuchte sich in Zeitungen „inspirieren“ zu lassen. Nach dem zweiten Semester strich auch ich die Segel. Wie ich später hörte, schenkte er den Wagen seinem Sohn, ohne dass je ein Projekt damit umgesetzt wurde.

Aber es wäre sicherlich unfair nur diesen Professor für meine Studienabbrucherei verantwortlich zu machen. Das wilde Leben im Studentendorf, das so manche studentische Existenz scheitern ließ, for-

derte seinen Tribut. Es begann wohl mit einer Mischung aus studentischer Feierfreude und spätpubertären Anwandlungen von einigen Hausmitbewohnern und mir. Wir hatte ein Geviert, das von zwei Häusern mit einem überbauten Durchgang und zwei mit Hecken dicht bepflanzten Wällen gebildet wurde. Im Sommer hatte jemand einen Kanaleinstiegsring aus Beton angeschleppt und ein paar Baumstubben mit Brettern. In dem Betonring wurde ein Feuer entfacht, als es niedergebrannt war wurde der große Fußabtreter eines der Häuser darüber gelegt und dann wurde darauf gegrillt. Dazu hatte regelmäßig jemand ein Fass Bier herangeschafft. In den geöffneten Fenstern stand die Musikanlage. Ging man in die Küche, konnte man einen etwas „lernorientierteren“ Mitbewohner meines Hauses, der sein Zimmer zu dieser Seite hinaus hatte, im Schlafsack auf dem Küchentisch antreffen. Diese Feste wurden mit der Zeit zu einer wöchentlichen Einrichtung. Bei meiner angefangenen Lehre als technischer Zeichner hatte ich einiges an Stahlabfällen gesammelt. Mit einem Elektroschweißgerät fing ich an im Hausflur abstrakte Plastiken zu schweißen, die besagtes Gärtchen verschönern sollten. Sehr zur Freude der Mitbewohner, wenn vom Schweißen überforderte Sicherungen ihr Leben aushauchten. Dazu gesellte sich irgendwann die Idee einer Art Öko-Survival-Trainings. Sehr weit gefasst zu verstehen. Wir bauten ein großes Tipi, das wir mit Mülltüten bespannten, eine alte Couch kam dazu, auf der wir auch im Winter im Schnee saßen und bierseelig einschliefen, bis das Feuer niedergebrannt war und die Kälte uns weckte. Aus dem Versuch einen Teich anzulegen wurde ein Schlammloch, in dem wir bei einer Feier Schlammbäder nahmen. An den Wall bauten wir einen Hühnerstall, der mit drei Hühnern und einem Hahn bevölkert wurde. Lange hatten wir keine Freude an den wenigen Eiern. Der Hahn musste zuerst dran glauben, weil jemand sein morgendliches Geschrei nicht ertrug. Er war nur unseren Partylärm am Abend gewohnt. Aber auch die Hühner landeten bald in verschiedenen Suppentöpfen. Dann hatte jemand einen alten Opel Kadett der schrottreif war. Nicht weit entfernt gab es ein altes unwegsames Bunkergelände mit vielen Buckeln und Hügeln. Ich hatte dort schon auf der Enduro des „Frankfurters“, eines Mitbewohners, der gerne mal auf seinem Hobel im Winter nach Hause nach Frankfurt fuhr, Motorradfahren gelernt. Inklusive Sprüngen und im Schlamm Herumgurken. Als ich dann bei der Fahrschule meinen Mo-

torradführerschein nachmachte, wurde dem Prüfer Angst und Bange bei meiner Fahrweise. Eine eigene Enduro die ich mir zulegte, bewies schnell, dass sie diese Bezeichnung nicht verdiente. Als ich eine Treppe damit hochfuhr, rissen beide Kettenspanner ab. Der Frankfurter hatte wie mein Opa einen halb gelähmten linken Arm. Allerdings nicht wegen eines Granatsplitters, sondern weil er mit dem Motorrad schon einmal quer unter einem LKW durchgerutscht war. Auf dieses Gelände fuhren wir also mit dem alten Kadett, sprangen mit Stuntmanambitionen und Motorradhelm aus dem fahrenden Wagen und jagten ihn so lange durchs Gelände, bis er auf der Seite lag und nur noch von einem Schrotthändler dort abgeholt werden konnte. Wie auch die Reste einer relativ neuen Ente von einem der Dorfparkplätze, die wir gemeinsam nach einem Unfall in der Nähe günstig erstanden hatten. Wir waren drei oder vier Entenbesitzer – ich besaß eine vom Innenleben her baugleiche Dyane – und wir teilten uns das Auto auf. Jeder demontierte, was er gebrauchen konnte. Viel blieb nicht übrig. Mir halfen allerdings auch die beiden zusätzlichen Entenscheinwerfer auf der Stoßstange nichts, als ich mit einem schief gen Himmel leuchtenden Originalscheinwerfer von der Polizei angehalten wurde. Ich sollte den Wagen schleunigst mit einem funktionierenden Dyane-Scheinwerfer beim TÜV vorführen. Eine saftige Geldstrafe versteht sich von selbst. Von einem Mitarbeiter an Edith Hanckes Theater erstand ich irgendwann günstig einen alten olivgrünen Bundeswehr-Bully. Vom ohnehin schwachen 1300er Motor auf 1200er Käfermotor downgraded“. Um die Krücke aufzuwerten, baute ich mir, von Rubberduck im Film „Convoy“ „inspiriert“, ein SB-Funkgerät unter den Lüftungschacht an der Decke mit cool herabhängendem Mikrofon-Kabel und einer 2-Meter-Antennenpeitsche auf dem Dach. Die Türen zierten aufgemalte Warnhinweise von einer Phantom: Danger – Ejection Seat! Bei einer Transitkontrolle an der DDR-Grenze sorgte das eher für Erheiterung als für den befürchteten Ärger. Dafür hatte die Elektrik regelmäßig irgendwo Aussetzer und im Winter sprang er nur an, wenn man den Motorblock etwas mit einer Lötlampe oder einem kleinen Feuerchen vorwärmte. Irgendwann verlagerten sich meine etwas befremdlichen Outdoor-Aktivitäten zunehmend in den Club A18. Nächtelange Diskussionen bei vielen Bieren zeigten, dass es nach dem Aufwachen oft zu spät war noch zur Uni zu fahren und auch, dass die besten Ideen die Welt zu retten, sinnlos waren, wenn

man sich am nächsten Tag nur noch mühsam und unter Kopfschmerzen daran erinnern konnte.

Da ich eh schon ständig im Club war, und ein Nebenjob als Hilfshausmeister auch recht unlustig ist, wenn man mitten in der Nacht von Menschen aus dem Schlaf gerissen wird, die studieren, aber nicht wissen, in welcher Richtung man ein Heizkörperventil auf- und zudreht, sprach nichts dagegen auch mal als Keeper hinter den Tresen zu wechseln. Das war allerdings mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden. Eine harte Säufertruppe, die jeden Abend dort abhing und zu der auch einige recht robuste Lateinamerikaner gehörten, sorgte für manche Handgreiflichkeiten, bei denen auch mal ein Messer und abgeschlagene Flaschen im Spiel waren. Alkoholexzesse waren an der Tagesordnung. Nachts, aus dem Club kommend, schafften sie es auf einer Baustelle im Dorf einen Rüttler zur Bodenverdichtung anzuwerfen und fuhren damit fröhlich durch einen Hausflur. Nicht nur zur Freude der dort schlafenden Hausbewohner, sondern auch eine Spur der Zerstörung an den Bodenfliesen hinterlassend. Auch, dass jemand nachts um zwei sein Schlagzeug im Hausflur aufstellte und anfing zu trommeln, nachdem Wetten abgeschlossen wurden, wer zuerst aus seinem Zimmer geschossen kommt, war fast normal. Sie liebten es auch Goody zu provozieren, einen liebenswerten großen Schwarzen, der alles abkonnte, nur nicht wenn man zu ihm sagte: „Goody, gib mir mal einen Negerkuss.“ Wer das wagte, durfte einige Stunden eingesperrt im Kühlraum verbringen. Trotzdem stand ich relativ gerne und lange hinter dem Tresen, bis ich es irgendwann doch satt hatte, mir die immer wieder gleichen erbärmlichen Geschichten von kaputten Beziehungen und Weltschmerz anzuhören, Kotze wegzuwischen und um fünf Uhr morgens „Heinz-Letzter-Gast“ (er hatte wirklich diesen Spitznamen) den Wischeimer neben sein Bier auf den Tisch zu knallen, an dem er sich schon seit einer Stunde festhielt. Einmal war ich gerade kurz vor der Morgendämmerung im Bett und nicht mehr ganz nüchtern ein paar Minuten eingeschlafen, als ich hochschreckte, weil jemand meine Zimmertür einzuschlagen drohte. Als ich mich mühsam zur Tür gequält hatte, stand mein Zimmernachbar im grellen Flurlicht, mit blutdurchtränktem Hemd und einer klaffenden Wunde am Hals. Ein Freund war dabei. Ob ich sie nicht ins Krankenhaus fahren könne. Sie seien betrunken gegen einen Baum

gefahren und durch die Scheibe geflogen. Mein Auto sprang nicht an, weil kein Sprit mehr im Tank war. Ich kippte Sprit aus einem 20-Liter-Kanister nach und legte den Kanister wieder in eine Plastikkiste im Wagen. Dann wollten die beiden noch zum Unfallort, das Auto dort wegbringen, wegen der Polizei. Ich machte auch das geduldig mit. Als der Freund auf dem Beifahrersitz fröhlich rauchte, vermeinte ich einen Benzingeruch wahrzunehmen. Und als ich dann endlich die beiden im Krankenhaus abgeliefert hatte, ging ich dem auf den Grund. In der Kiste, in die ich den Kanister zurückgelegt hatte, schwappte Benzin hin und her, weil ich den Kanister nicht richtig geschlossen hatte. Direkt davor hatte rauchend mein Beifahrer gesessen. Endlich wieder zuhause angekommen, sah ich eine Blutspur durch das ganze Haus bis vor meine Tür. Ich wischte sie auf den letzten Metern weg und fiel völlig geschafft ins Bett. Nach einer halben Stunde war ich wieder wach! Ob alles ok sei. Besorgte Nachbarn hatten selbst noch die angetrockneten Ränder bis vor meine Zimmertür verfolgt. So lieb es gemeint war, ich hätte sie in dem Moment erwürgen können.

Ich wollte also nicht mehr als Keeper arbeiten. „Annoying the cook may result in smaller portions“ stand groß über der Essensausgabe. Es stammte von „Onkel Gerd“. Eine nette Belgierin, die eine hervorragende Lasagne machte, und Onkel Gerd, ein etwas älterer Bayer, der recht unengagiert Tiermedizin studierte, dessen Portionen so groß waren wie sein Leibesumfang und der am liebsten Pizzateig knetete wenn er gerade einen Ölwechsel an seinem Wagen vorgenommen hatte, führten mich in die Kochkunst ein. Ergänzt wurde das Praktische durch ein Kochbuch von Wolfram Siebeck. Damit konnte ich in der Küche des Clubs starten. Mit jeweils einer Hilfskraft. Um die 40-50 Portionen am Abend waren normal. Schniposa (Schnitzel mit Pommes und Salat), alle selbst aus einem Stück Fleisch geschnitten, breitgeklopft und paniert, Bremsklötze (fertig gekaufte Bouletten mit Kartoffelsalat aus dem 10-Kilo-Eimer), „Partisanensalat“ (ein irakischer Mitkoch sorgte häufig für Irritationen, wenn er dessen Thunfisch und Schafskäse mit einer Cocktailkirsche garnierte oder die Lasagne mit Bergen von Zimt anreicherte), überbackener Camembert, und oft noch eine Tagesspezialität standen auf dem Programm. Freitags war Pizzatag, da gab es nur Pizza und ein



großes Blech nach dem anderen wurde in den Ofen geschoben, zubereitet oben auf dem Ofen, so dass mit jedem Blech ein Bier ausgeschwitzte wurde. Großen Spaß machte es, auf der professionellen Küchenausstattung mit einer großen Kippfanne, die einst für eine Mensa eingebaut worden war, anspruchsvollere Gerichte wie beispielsweise Rindsrouladen oder Estragonhähnchen zuzubereiten. Das gemeine Volk vor dem Tresen schrie allerdings lieber nach Schnitzel mit Pommes. Groß und schnell!

Freitags erschien regelmäßig der Chefhausmeister des Dorfes und forderte in aller Selbstverständlichkeit ein kostenloses Blech Pizza zum Einfrieren, damit er nicht die Polizei ruft, wenn das nächste Livekonzert im Club zu laut oder zu lang werden würde. Eine Flasche Schnaps gehörte selbstverständlich dazu. Auch ich wurde Ziel eines Erpressungsversuchs, von dem ich mich allerdings nicht einschüchtern ließ. Das Seitenteil des Wohnmobils eines Bekannten im Dorf hatte ich mit einem großen Windjammerbild gearbrushed. Das hatte der Hausmeister mitbekommen und auch, dass ein Segelboottrailer auf dem fast leeren Parkplatz wohl mir gehöre. Seine Idee: ich könnte doch sein Auto mit Silberstreifen versehen, dann würde er auch meinen Trailer nicht abschleppen lassen, der dort nichts zu suchen hätte. Überhaupt herrschten sehr DDR-mäßig anmutende Sitten in der amtlichen Verwaltung. Die Leiterin der Verwaltung hatte aus dem Osten „rübergemacht“ und die scheinbar gewohnten Stasimethoden auch im Studentendorf eingeführt. Die Putzfrauen hatten in jedem Haus zu beobachten, wer dort mit wem verbandelt ist, wer bei wem nächtigt, oder ob gar Fremde im Dorf übernachteten, die nicht angemeldet waren. Wer nicht ordnungsgemäß berichtete, wurde in die schmutzigsten Häuser versetzt. So wusste sie nach wenigen Wochen genauestens Bescheid, dass ein Schulfreund von mir, der einen Teil des Jahres mit Frau und Wohnmobil auf Kreta verbrachte, mit dem Wohnmobil auf dem Studentendorfparkplatz stand und in unserem Haus die Sanitäreinrichtungen benutzte. Auch als ich später einmal die Geschäftsführung des Clubs übernahm, ließ sie den Co und mich umgehend zu sich bestellen, um uns eine Karteikarte mit Foto eines unserer Köche im Club unter die Nase zu halten und uns mitzuteilen, dass sie wüsste, dass er im Club mit Drogen dealen würde. Wir sollten ihn sofort rausschmeißen. Den einzigen gelernten Koch, der die

Angewohnheit hatte Schnitzel zu panieren, zu braten und sie dann noch einmal panierte und briet. So sparte er am Fleisch.

Der Trailer auf dem Parkplatz gehörte in der Tat mir. Ich hatte mir das Boot nach einem kurzen „Karriereversuch“ als Segellehrer zugelegt. Drei Leuten war für die Mitarbeit in einer Segelschule am Großen Fenster an der Havel eine Ausbildung als Segellehrer versprochen worden. Finanziell gab es nur ein Handgeld, aber ich hatte die Möglichkeit, während ich unterrichtete selbst die Segelscheinprüfung mit abzulegen. Wir quälten also die Schüler mit Knoten, auffieren, abfallen, Schot an und Schot auf, Mann-über-Bord-Manövern und bei gutem Wetter sogar mit Kentern und Bootaufrichten, während wir in einem alten Motorboot um sie herumknatterten, dem man in der kühleren Jahreszeit, besonders wenn es Nebelschwaden schwierig machten zum Bootshaus zurückzufinden, morgens immer erstmal ein Schnapsglas Öl hinter die Zündkerzen kippen musste, damit es ansprang. Bis sie vor den gestrengen Augen von „Faltenrock-Luci“, einer gefürchteten Prüferin, bestanden. Ein neues, schnelles Motorboot, mit dem wir zum Spritholen bis nach Spandau die Havel hochfahren mussten, war nicht ohne Tücken. Als ich damit einmal die unauffällige langgestreckte Welle eines Schubverbands überfuhr, hob es fast ab und ich schlug heftig mit dem Kinn auf das Lenkrad. Im Herbst winkte noch ein Überführungstörn im Mittelmeer, der zu einem Desaster werden sollte. Ein paar weitere Segelscheine kamen dazu, aber im Winter endete das gegenseitige Interesse sehr schnell, als wir in einer ungeheizten Halle die Boote überholen sollten. Eine saftige Grippe nahm mir die Entscheidung ab, das Unternehmen Segellehrer an den Nagel zu hängen. Der versprochene Überführungstörn Anfang November begann mit einer 36-stündigen Bahnfahrt nach Rom. Ohne Platzkarten, das hieß ab München streckenweise auf der Stufe liegend, die beim Öffnen der Türen mit herausklappte. Von Rom sahen wir nur die Toiletten des Roma Termini, in denen beinahe knöchelhoch nach Urin stinkendes Wasser stand. Von dort ging es mit einem anderen Zug wieder ein kleines Stück zurück nordwärts nach Porto Talamone, wo wir die Antares, ein 16 Meter langes Stahlrumpfbboot übernahmen, das aus den 60er Jahren gestammt haben dürfte. Unser Ziel: die Balearen. Es ging zunächst an Elba vorbei nach Korsika, wo wir, sagen wir mal aus steuerlichen Gründen, unter

anderer Flagge und mit anderem Namen einliefen, als die, unter denen wir losgesegelt waren. An der Ostküste Korsikas ging es nach Süden, wo wir einen Stopp an der Südspitze Korsikas in der wunderschönen Stadt Bonifacio einlegten. Von dort sollte es weitergehen nach Mallorca. Alle lokalen Wetterberichte waren gut bis akzeptabel. Die, die ich später nachträglich in Deutschland raussuchte, hätten uns etwas anderes gesagt. Die Isobaren lagen dicht gedrängt beieinander. Und großer Druckunterschied auf engem Raum bedeutet viel Wind. Auch der Abendhimmel, als wir Bonifacio verließen, sah nicht sehr freundlich aus. In der Nacht und am nächsten Tag frischte der Wind immer weiter auf. Gegen Mittag waren es 6 Beaufort, am späten Abend 8-9. Mit drei Reffs im Groß und der kleinsten Sturmfock hatten wir mittlerweile die geringstmögliche Segelfläche stehen. Gegen Morgen hatte der Wind Stärke 10 erreicht, in Böen war der Windmesser teilweise bei 11 am Anschlag. Es ließ sich nicht leugnen, das war ein Orkan. Das hinterhergeschleppte Dingi war verschwunden. Die Wellenhöhen schätzten wir auf 8 Meter, Brecher waren kaum noch auszusteuern und gingen über das Schiff weg. Den größten Maulhelden mussten wir als Häufchen Elend an beiden Beinen festhalten, damit er beim „Fischefüttern“ nicht über Bord gespült wird. Er war nicht zu überzeugen einfach an Deck zu kotzen, wo die nächste Welle eh alles weggespült hätte. Mir ging es mit ein paar Tabletten gegen Seekrankheit relativ gut. Die Verständigung war nur mit Anbrüllen aus nächster Nähe möglich, so piff und rührte der Sturm über das Schiff weg. Ein Vogel rettete sich vor dem Sturm in eine relativ windstille Ecke an Bord und begleitete uns eine Weile. Wir nahmen das Großsegel ganz weg und ließen uns beigedreht treiben, hockten in völlig verschwitztem stinkendem Ölzeug, mit kurzen Einnickphasen mit Träumen von Sonnenstränden, entweder angeleint im Cockpit oder unter Deck, wo der Kühlschrank sich losgerissen hatte, alles durcheinanderflog und man aufpassen musste nicht auf jemand zu treten der am Boden lag. Fenster und Luken ließen Wasser durch, die Haut war völlig aufgequollen und wir alle fürchteten das Schlimmste ohne es auszusprechen. Es waren zweieinhalb Tage in Todesangst. Ich glaubte gelesen zu haben, dass die bei Soldaten nach kurzer Zeit überwunden ist, aber sie ging nicht weg in diesem Schirokko, der uns kiloweise roten Saharasand an Deck beförderte und zwischendurch nur wenig nachließ. 14 Yachten verschwanden in



diesem Sturm, wie wir später erfuhren. Ich verfluchte mich, und andere mich auch, weil ich Tage zuvor beim Spielen mit Delphinen einen grünen Leuchtstick zum Knicken durch einen Lenzer am Boden des Cockpits gehängt hatte, wo er beim Hochziehen stecken geblieben war. Das Ergebnis war, dass jeder Brecher, der über das Cockpit hinwegging, nur halb so schnell abfloss, so dass wir länger bis zum Schoß im Wasser saßen. Am dritten Tag bekamen wir schließlich eine brauchbare Funkpeilung von Barcelona, der Wind ließ bei immer noch sehr hohem Wellengang langsam nach und als die Nacht hereinbrach sahen wir eine immer heller werdende Lichtkuppel am Horizont, die sich gegen Mitternacht in immer mehr Häuser, Straßenlaternen und Ampeln zerlegte. Um 2:30 hatten wir schließlich die Einfahrtsbefehrerung des Yachthafens von Barcelona zwischen den vielen Ampeln herausgefunden und im Yachthafen festgemacht. Nach einem Tag Erholung, Schiffrocknen und Aufklaren ging es schließlich an Menorca vorbei zum eigentlichen Zielhafen auf Mallorca.

Als ich zuhause anrief, dass wir alle ok seien, fiel man aus allen Wolken. Niemand hatte in Berlin etwas von diesem Sturm mitbekommen. Und der Chef der Segelschule und Vercharterer der Yacht empfing uns nicht etwa mit einem „Gott sei Dank, dass ihr noch lebt“, sondern er überhäufte uns mit Vorwürfen über den Verlust des Dingis.

Es folgten noch viele Törns mit Thomas, einem Freund und Kollegen aus der Segelschule, der eine Varianta, ein kleines Kajütboot, in Burgstaaken auf Fehmarn liegen hatte, wo es im urigen Ambiente des Goldenen Ankers, auch nach Jahrzehnten noch die besten Schollen gibt, die ich je gegessen habe. Fast jeden Freitagabend düsten wir von Berlin nach Fehmarn. Er liebte es „dem Teufel ein Ohr abzusegeln“. Was nicht nur hieß, dass er mit seinem Draufgängertum seine Freundin und mich oft zur Verzweiflung trieb, sondern auch die Seenotretter, die ihn mit seinem Boot schon mal bei Schneegestöber von den Steinen der Hafentmole holen mussten.

Eine besondere Freude war es uns, wenn wir Schiffen der Bundesmarine begegneten, gemäß seemännischer Tradition zum Gruß die Flagge zu dippen. Das hieß, wir zogen sie auf unserem Fünfeinhalbme-

terboot mit einem Griff hinter uns aus dem Halter, senkten sie kurz und steckten sie dann wieder zurück. Was auf den Kriegsschiffen folgende Prozedur in Gang setzte: Ein Offizier kam von der Brücke raus auf die Brückennock, rief einen Befehl auf das Deck darunter, den ein Matrose quittierte und dann bis ans Ende seines Decks lief, von wo er einen Befehl an zwei weitere Matrosen rief, die auf dem Hauptdeck bis zum Ende des Schiffes liefen, wo sie die Flagge einholten, salutierten und wieder hissten. Dann lief die Bestätigung, dass der Befehl ausgeführt worden war, den gleichen Weg zurück. Oft ging es an den Wochenenden bei siebener Wind mit Sturmfock und Reff rüber nach Dänemark. Im Hafen auf Rügen oder bei der Kieler Woche wurde es dann meist feuchtfröhlich mit einem Fässchen Bier an Deck oder einem steifen Grog aus 70-prozentigem Käpt'n Morgan aus dem Inter-shop an der Transitstrecke. „Rum muss, Wasser kann, Zucker darf!“ Auf dem Rückweg von der Kieler Woche ging es nachts zurück nach Fehmarn. Ich übergab die Wache an Thomas und als ich aufwachte, weil die Schiffsbewegungen sich geändert hatten, lag er im Cockpit und schlief. Die Selbststeueranlage hatte uns in der Nacht haarscharf an der Seegrenze der DDR entlang bis wenige hundert Meter vor den Strand von Fehmarn befördert. 10 Minuten später hätten wir, so sanft wie es mit einem Kiel möglich ist, auf dem Strand aufgesetzt.

Im Club A18 boxte inzwischen der Papst. Zwei Geschäftsführer hatten den Laden übernommen, aus dem sie zwar, wie sich später herausstellte, fünfstellige Beträge in die eigene Tasche abzweigten, den sie aber andererseits zu einer Goldgrube und einer In-Location machten. Eine dreiviertel Millionen Jahresumsatz und an den Wochenenden abwechselnd Disco oder Livekonzerte damals namhafter Bands und Musiker wie zum Beispiel Inga Humpe und die Neonbabies - der Laden brummte! Teilweise kamen die Fans aus ganz Berlin nach Zehlendorf zu den Konzerten. Trotzdem stieß es einigen besorgten Sozialdemokraten, mit denen ich oft und lange diskutierte, übel auf, dass bei so hohen Einnahmen das Loch in der Kasse immer größer wurde. Bis die Schließung wegen 90.000 Mark Überschuldung drohte. Die Kassenbücher und Abrechnungsbelege der zwei letzten Jahre fehlten vollständig und die Geschäftsführer waren abgetaucht. Nach langen Appellen an meine Vorliebe auf verlorenen Posten zu kämpfen wurde ich breitgeschlagen mit einem Bekannten zusammen den La-



den weiterzuführen. Gläubiger wurden vertröstet und ich schleppte einen fünfstelligen Betrag in bar zum Finanzamt um eine Pfändung zu verhindern. Geschäftsbücher mit Fantasiezahlen wurden nacherstellt. Nicht von mir. Aber natürlich mit meinem Wissen.

Langsam kam der Laden wieder auf die Beine. Bis ich eines Mittags in die Küche platzte und zahlreiche Keeper und die alten Geschäftsführer, die immer noch einen Schlüssel besaßen, bei offener Kühlraumtür und einem fröhlichen Schmaus vorfand. Ich rief eine Belegschaftsversammlung zusammen und forderte, die Beteiligten nicht mehr im Club arbeiten zu lassen. Andernfalls würde ich hinschmeißen. Die Mehrheit der Keeper und Köche stimmten für ihr Bleiben. Ich ging. Nach mir gab es einen Geschäftsführer, den man wohl aus der Selbstverwaltung „weggelobt“ hatte. Einen kleinen, krankhaften Ordnungsfanatiker, der alles beschriften musste. Von den Taschen und Koffern in den Kofferräumen der Wohnhäuser bis zu den Zeitungshaltern im Club, auf denen groß „Gestohlen im Club A18“ stand. Irgendwann beschlossen wir „Ed von Schleck“ – der Spitznahme rührte von einer Eissorte her – zu ehren. In eine alte Marmortischplatte gravierten wir „Ed-von-Schleck-Haus“, vergoldeten die Gravur und schraubten die Platte feierlich in das Treppenhaus des Clubs. Er dankte es mir mit schalem abgestandenen Bier, wenn er hinter dem Tresen stand, ich dankte es ihm nach Vorwarnung mit dem Inhalt eines Glases abgestandenen Bieres im Gesicht, er dankte es mir mit einem Clubverbot.

Was bisher noch völlig außen vor geblieben ist, ist die Politik. Dabei fielen gerade in die Zeit Anfang der 80er Jahre die wichtigsten Ereignisse seit den 68ern. Ende der 70er gab es Proteste gegen Baumfällungen zur Erweiterung des britischen Militärflughafens Gatow. Ich war dabei. Obwohl ich nie in meinem Leben einen Stein, eine Flasche, oder gar einen Molly angefasst habe, um sie auf einen Menschen zu werfen, war ich häufig im Getümmel. Manchmal unbeabsichtigt und ungemütlicher Weise zwischen den Fronten. Sagen wir mal zu einem Viertel als Sympathisant und zu drei Viertel als abenteuerorientierter Zaungast, Mittendrinbeobachter und auch Fotograf. Die Bilder entwickelte und vergrößerte ich im Fotolabor des Studentendorfs. In Gatow wurde ich jedenfalls selbst zum ersten Mal von

der Polizei abgelichtet. Ähnliches spielte sich bei der Erweiterung der amerikanischen Wohnsiedlung in Zehlendorf ab, für die Teile eines Museumsdorfes weichen sollten. 1979 fiel der Nato-Nachrüstungsbeschluss, der die Friedensbewegung nach sich zog. Einige Bewohner des Dorfes fanden sich zu einer Aktion zusammen, die nicht ohne Witz war. Am nicht weit entfernten Kontrollpunkt Dreilinden gab es eine Fußgängerbrücke über die Autobahn, die zwei Waldwege verband. Obwohl kein DDR-Grenzer dort hin kam, war diese Brücke nominal längst geteilt. Der Berlin zugewandte Teil gehörte zu Westberlin, der auswärtsgewandte Teil war DDR-Territorium. Dazwischen gab es nur ein niedriges Geländer. Wir stiegen darüber auf DDR-Gebiet und hängten „Friedensplakate“ von der Autobahnbrücke herab. Der umgehend auf der Westseite anrückenden Polizei zeigten wir eine Nase. Wütend wurde uns erklärt, dass ja ein Transparent auf eine Autoscheibe fallen könne und dem Autofahrer die Sicht nehmen. Auch eine erkennungsdienstliche Behandlung wurde uns angedroht. So kam es dann auch schließlich und ich musste erstmals meine Fingerabdrücke abgeben, weil die Polizei einfach mehr Sitzfleisch hatte als wir. Heftiger wurde es in Gorleben. Das Gelächter der Lehrer über meine „Verwüstung“ hatte mein ökologisches Bewusstsein nicht geschmälert und ich hatte meinem Vater zum Geburtstag die Studie Global 2000 geschenkt, in der bereits hochgerechnet wurde, wie lange wir noch Raubbau an der Natur betreiben können. Selten habe ich meinen Vater mit etwas so sehr in Rage gebracht. So war es aber auch eine Selbstverständlichkeit mit Freunden nach Gorleben zu fahren, als das Protestdorf Freies Wendland geräumt werden sollte. Wir kamen zu spät. Die Bagger waren schon am Werk und alle Straßen dorthin abgesperrt. So versuchten wir wenigstens mit Sitzblockaden die Polizeifahrzeuge zu behindern. Ich erlebte zum ersten Mal was man empfindet wenn ein Polizeipanzer auf einen zu fährt, in der Erwartung, dass man zur Seite springt, ohne Rücksicht auf die Folgen, wenn man es nicht tut. Etwa zu dieser Zeit hatte mein Bruder übrigens sein Jurastudium begonnen, brav in der elterlichen Obhut lernend und wie meine Eltern ohne einen Hauch Verständnis für mein Treiben. 1974 war der Kammergerichtspräsident Drenkmann von der RAF ermordet worden. Mit dem Sohn seines Nachfolgers war mein Bruder befreundet. Das zeichnete seine berufliche Richtung vor: Erst Jura, dann wollte er zur Polizei. Staatsanwalt ist er dann aber gewor-



den. Staatsanwalt für politisch motivierte Kriminalität. Sollte es mir eine gewisse Genugtuung verschaffen, dass es dann, als er soweit war, kaum noch Terroristen oder Linksextremisten zu jagen gab, sondern immer mehr Rechtsextremisten zu einer Bedrohung heranwachsen? Heute können wir sehr gut über die Bedrohung für Deutschland reden. Wir liegen nicht mehr sehr weit auseinander.

Ein wichtiger ideeller Fixpunkt in den damaligen wilden Zeiten war Konstantin Wecker. Ich hörte nicht nur seine Lieder gerne, sondern hatte auch schon früh einen Gedichtband von ihm gekauft oder geschenkt bekommen. Sein Aufbegehren gegen Spießigkeit und rechten Ungeist und meine Wut, Angst und Depressionen mit denen nicht nur ich bei jedem Probealarm an die Vorwarnzeit von wenigen Minuten seit der Nachrüstung dachte, führte zu wütenden, teils aber auch sehr selbstmitleidigen Elegien und Gedichten von mir, die sicher nicht zufällig sehr denen von Wecker ähnelten. Einen kleinen Gedichtband, im Selbstverlag aus der Studentendorfdruckerei, zierte auf dem Einband eine Dystopie aus Atombombenpilzen und Computern. Kaum jemand dachte zu dieser Zeit noch daran Kinder in die Welt zu setzen. Wir alle sahen das Ende nahen.

Hier empfehle ich allerdings keine beschwichtigenden Vergleiche zur Gegenwart zu ziehen. Das Ende kam nicht ganz so schnell wie befürchtet, aber heute sind wir ihm ein großes Stück näher gekommen. Diese Zeilen, zu singen nach der Melodie der deutschen Nationalhymne, sind allerdings zeitlos:

### *Die andere Hymne*

*Arbeit Arbeit, Kohle Kohle,  
sind der Deutschen höchstes Gut.  
Danach lasst uns alle streben,  
koste es auch Menschenblut.  
Deutschland, Deutschland über alles,  
Türken raus, dann geht's uns gut.*

*Reinlichkeit, Knechtsein und Dummheit,  
sind die deutschen Tugenden.  
Lasst euch schlachten für den Frieden  
und bedankt euch schön bei Onkel Sam.  
Denkt bloß nicht selbst, denn der Staat  
wird's für euch schon richten.*

*Deutschland, Deutschland, deine Rechten  
sind schon wieder aufmarschiert.  
Der Rechtsstaat, der Sozialstaat  
werden klammheimlich denunziert.  
Bloß nichts sehen, bloß nichts hören,  
wer laut denkt wird ruiniert.*

Nach ein paar Gläsern Bier wurden die Reime dann meist etwas philosophischer:

*Lieber Gott, ich bin nicht fromm,  
will auch nicht in den Himmel komm'.*

*Glaub eher, dass Du sitzt und grinst  
und dich jener Zeit entsinnst,  
als Du, geschafft vom Welterschaffen,  
am siebten Tag, schon ziemlich blau,  
den Mann erschufst und seine Frau.*

*Musst Dir nichts draus machen,  
man macht mal solche Sachen.*

Ein Sportstudent mit dem Spitznamen Herkules, aus dem Nachbarhaus, auch ein fröhlicher Teilnehmer unserer Gartenfeste, stahlte regelmäßig seinen muskelbepackten Körper in unserem Hof. Sein Bruder war Manager von Konstantin Wecker. Ein Freund von ihm, Paule, hatte ein Kino geerbt, es verkauft und sein Geld zusammen mit Freunden in ein altes Castello gesteckt. Einen nur schwer erreichba-

ren fast schon eingefallenen kleinen Gebäudekomplex mit ein paar Quadratmetern Olivenbaumterrassen daneben, in den Bergen etwa 10 Kilometer weit im Hinterland von Marina di Andora an der ligurischen Küste. So fuhr ich mit einem Freund von meinem Flur, seiner Mutter und deren Freund, runter nach Italien, um dort ein wenig Urlaub zu machen und ein wenig bei der Sanierung des Hauses zu helfen. Auf dem Dach zu sitzen und Ziegel abzutragen, bei weit über dreißig Grad, war zwar nur erträglich wenn man alle halbe Stunde in das eisige Wasser einer eingefassten natürlichen Quelle wenige Meter neben dem Haus stieg, aber andererseits war es unvergesslich in den Bergen in einer Hängematte, sanft zwischen Olivenbäumen schaukelnd zu schlafen, von Glühwürmchen umschwirrt und mit den nächtlichen Geräuschen unbekannter Tiere neben und unter sich. Gegessen wurde oft ein paar Serpentina weiter unten am Berg. Der Wirt schlief regelmäßig vor dem Fernsehen ein, vertraute aber darauf, dass die Tedeski sich alleine bedienten ohne ihn zu beschließen. Die Fahrt von dort hinauf zum Castello war schon tagsüber und nüchtern eine Herausforderung. Während man auf der Fahrerseite den Kopf aus dem Fenster strecken musste, um zu sehen, ob die Räder noch auf tragfähigem Untergrund waren und nicht schon über der nächsttieferen Olivenbaumterrasse schwebten, musste man in Kauf nehmen, dass man rechts schon am Felsen entlangschrammte. Dummerweise hatte meine Dyane einen Lichtmaschinendefekt und lieferte nur noch ausreichend Strom für entweder Licht oder Zündung. So fuhr ich eines Nachts ohne Licht den Berg hinauf und musste dann aber kapitulieren als ein bewaldetes Stück kam, wo man die Hand nicht mehr vor Augen sah. Ich bugsierte die Kiste so dicht an den Rand wie es ging, in der Hoffnung, dass noch ein anderes Fahrzeug vorbeikommt und setzte den Heimweg zu Fuß fort. Am nächsten Morgen lief ich wieder hinunter. Alleine. Die Kiste sprang, wie befürchtet, nicht mehr an. Ich löste die Bremse und wollte sie bergab anrollen lassen um dann den Motor zu starten. Allerdings rührte sie sich nicht. Es lag ein großer Stein unter dem Rad. Ich stieg aus um sie darüber hinwegzuschieben. Als dann allerdings der Stein überwunden war, war sie nicht mehr zu halten. Sie rollte eilig auf die Kante der Terrasse zu. Mit dem Mut der Verzweiflung warf ich mich bäuchlings in das Auto und riss an der Handbremse. Ein Meter weiter wäre blöd gewesen. Das eine Hinterrad hing schon in der Luft. Die

Rückfahrt endete mit einem endgültigen Aus der Lichtmaschine nachts kurz vor dem San Bernardino-Tunnel. Um das Auto herum Schnee. Zum Glück hatte ich Bettzeug dabei und verbrachte eine lange, sehr kalte Nacht auf der äußerst unbequemen Dyane-Rückbank auf dem Parkplatz vor der Bernardino-Tunneleinfahrt. Dass mich ein vermutlich kältebedingter Durchfall befiel, der mich mehrmals zwang mich aus dem Bettzeug zu quälen, um durch eine Unterführung die Toiletten auf der anderen Autobahnseite aufzusuchen, machte meine Lage nicht unbedingt besser.

Heimlich hatte ich immer die Hoffnung, durch die Truppe um Herkules und Paule, die Wecker angeblich auch sein Café Giesing umbauten, mal in Kontakt mit Wecker zu kommen. Ich hätte immer gerne mal ein Bier mit ihm getrunken. Aber er war damals schon zu berühmt und gefragt. Und mehr in seinem Haus in der Toscana, wo er für sich und seine Band auch ein Studio hatte. Mir blieb nur 1983 ein Konzert von ihm in der Waldbühne, gemeinsam mit der Ostberliner Sängerin Bettina Wegner und Joan Baez, die ich seit meiner Schulzeit verehrte, in der ich im Gegensatz zu meinen Mitschülern immer vor allem ein Folk-, Country- und Chanson-Fan war. Man fand auch Rockbands wie Uriah Heep, Deep Purple oder Grand Funk Railroad in meiner Plattensammlung, die Woodstock-Alben und Iron Butterfly waren fast schon obligatorisch, aber Johnny Cash, Joan Baez, Jaque Breel, George Moustaki, Klaus Hoffmann und Wecker waren eindeutig meine Favoriten.

### *Winterträume*

*Lichtdurchflutetes Türkis,  
gischend weiße Flügel.  
rostigbraune Felsenzähne,  
silbergrüne Hügel,*

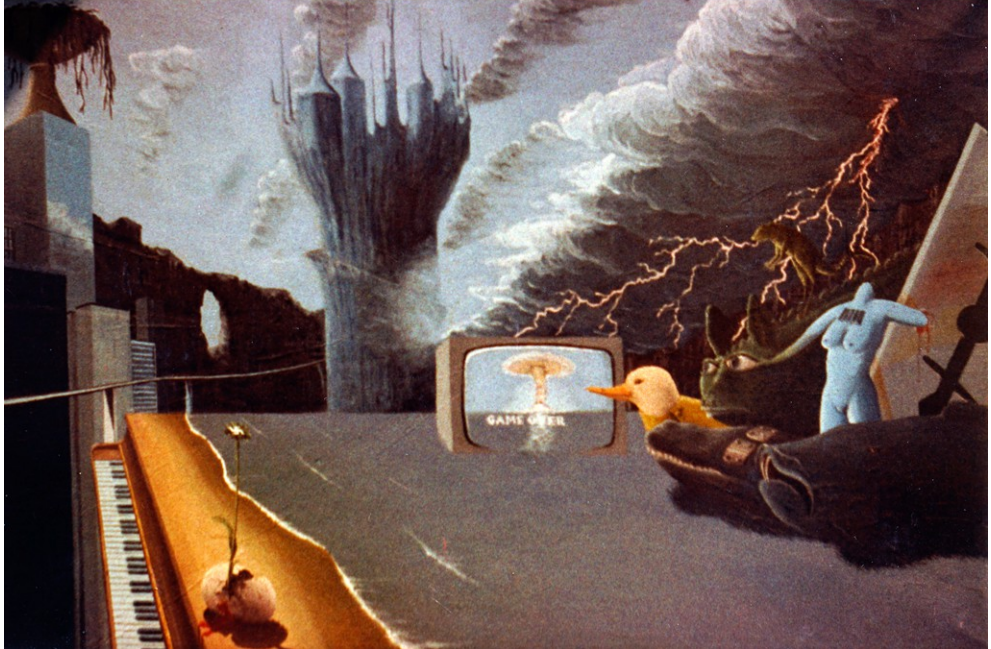
*lassen Träume leise schwingen,  
wie von fernen Quellen,  
wälzen gegen Ketten an,  
aus Phlegma und Tabellen,*

*lassen Hüllen hinter sich,  
reißen fort in Zeiten,  
als Gefühle näher waren,  
die Wirklichkeit bestreiten.*

Auch die Hausbesetzerszene spielte Anfang der 80er eine wichtige Rolle. In Kreuzberg tobten Straßenkämpfe um die Räumung besetzter Häuser. Auch hier war ich einige Male mittendrin. Zwischen umgestürzten brennenden Autos und Polizei. Die besten Aufnahmen davon versaute ich mir bei der Negativentwicklung. Neu nach Berlin gekommene Bekannte aus dem Dorf tobten dort ihren pubertär-revolutionären Geist aus. Durch und durch bürgerliche Jurastudentinnen in blütenweißer Bluse freuten sich über brennende „Bullenwannen“ und eroberte Polizeihelme auf dem Winterfeldplatz. Später waren sie die ersten, die sich schon vor dem Examen Visitenkarten drucken ließen.

Als Innensenator Lummer zahlreiche besetzte Häuser räumen ließ und US-General Haig in Berlin war, erreichte die Wut der Hausbesetzer und Spontis ihren Höhepunkt. Und als dann noch Klaus Jürgen Rattay bei einem Polizeieinsatz von einem BVG-Bus überrollt wurde, lag Krieg in der Luft. Ich war zwei Straßenecken entfernt.

Recht gemütlich ging dagegen eine Hausbesetzung in Zehlendorf vonstatten. Einige Bekannte hatten eine große leerstehende Zehledorfer Villa besetzt, die der katholischen Kirche gehörte. Mit großem Garten, wundervollen, holzgetäfelten Wänden und Schiebetüren mit geschliffenem Glas. Ohne großes Unrechtsbewusstsein richtete ich mir ein kleines Atelier dort ein, da im Dorf in meiner Studentenbude kein Platz für großformatige Bilder war. Dort mussten Wände für meine Gemälde erhalten. Die Kinderzimmerwand einer WG zierte ein großer bunter Zirkus, die Decke des Clubs ein Elefant, der an einem Fallschirm herabschwebte und eine Wand ein UFO, in das grüne Männchen aus Richtung des Tresens kommend Bierkisten einluden. Die Arbeit in der Villa war allerdings nicht von langer Dauer. Nach wenigen Monaten wurde das Haus in meiner Abwesenheit von der Polizei geräumt. Zeichenutensilien und Bilder von mir mit. Leider ließ



ich mich mit einer Anzeigendrohung davon abbringen, diese meine Arbeiten und mein nicht ganz billiges Gerät von der Polizei zurückzufordern. Dazu gehörte unter anderem ein gutes Zeichenbrett und ein Satz Rotringstifte aus meiner Zeit als technischer Zeichner.

Auch mein erstes Ölbild, eine Art Selbstportrait, ging so verloren. Es zeigte mich von hinten in einem bodenlangen alten Militärmantel aus Leder, den ich wirklich besaß, zwischen engen Mauern aus dem Bild laufend, die mit den diversesten Graffitis bemalt und besprüht waren. Es war wohl eine recht gute Zustandsbeschreibung meines Innenlebens. Liebe gab es wenig. Ich brauchte lange um mich von der ersten Enttäuschung zu erholen und weitere Beziehungen waren nicht von langer Dauer. Mit jeder Frustration wuchs der Abstand von Beziehung zu Beziehung. Die Schwester des Schüler-Unions-Vorsitzenden wurde mir von einem Schulfreund ausgespannt. Eine Amerikanerin, die einige Zeit in meinem Nachbarzimmer wohnte, sah mich im Club bei Kerzenschein mit glänzenden Augen an und ich küsste sie spontan. Sie gestand mir später, dass die glänzenden Augen nur an ihren Kontaktlinsen lagen. Trotzdem wurde eine schöne Beziehung daraus, die einige Monate anhielt. Die schmerzhaften Folgen waren, dass mein Nachfolger dann häufig hinter einer sehr dünnen Wand neben mir zu Gast war.

*Anyway*

*To find the outer line  
and the inner freedom  
certain men need scars and wine  
and  
anyway  
in later time  
you will be one scar of mine.*

Eine häufige Clubbesucherin und Mitkeeperin interessierte mich, bis sie meine Avancen deutlich zurückwies. Ich glaubte nicht, dass es der wahre Grund war, aber sie erklärte mir, dass ich nicht wüsste, worauf ich mich einlassen würde. Sie sei Jüdin und würde deshalb

ständig angefeindet. Den Eindruck hatte ich im Club nicht gewonnen. Irgendwann beschlich mich der Verdacht, dass meine Misserfolge bei Frauen etwas mit meiner Phimose zu tun haben könnten, die auch mir selbst Sex nicht allzu genussvoll machte. Als ich ein kleines Kind war, hatte die Kinderärztin meine Mutter darauf hingewiesen und zu einem Eingriff geraten, den meine Mutter aber nicht für nötig hielt. Ich beschloss das nachzuholen und mich beschneiden zu lassen. Als ich aus der Narkose aufwachte, stand eine Frau Dr. Fick an meinem Bett. Es war kein Witz. Auch später hatte ich häufig mit Ärzten zu tun, die irgendwie zu meinen Leiden passten. Zum Beispiel mit einem Dr. Kleber und einem Dr. Wundschock. Auch meine Initialen passten zur englischen Bezeichnung meines späteren langjährigen Leidens: Atrial Fibrillation. Wenig witzig war auch ein etwas sadistisch veranlagter Freund, der mich im Krankenhaus besuchte und meinte mir Sexwitze erzählen zu müssen, um meine frisch vernähten Vorhautreste schmerzhaft unter Spannung zu setzen. Bis ich ihn rausschmiss. Als ich wieder im Club auftauchte, gab es ein großes Hallo. Ein Freund meines Psychologie studierenden Flurmitbewohners, auch angehender Psychologe, saß mit einem Bier in der Ecke und rief durch den ganzen Club schallend: „Na Axel, kannst du jetzt richtig ficken?!“ Wenn ich daran denke, tun mir seine späteren Patienten sehr, sehr leid.

Die MitbewohnerInnen meines Flures verdienen auch noch ein kleines eigenes Kapitel. Neben besagter Amerikanerin, die nur kurz neben mir wohnte, und dem „Frankfurter“ gab es zwei Bremerhavener und einen älteren Münsteraner. Letzterer Recke hieß passenderweise Klaus Heinrich Reckers und teilte relativ lange die Zimmerwand mit mir. Er war erzkatholisch, kam aus einer schlagenden Korporation, studierte Jura mit Schwerpunkt kanonisches Recht und war der Trinkfesteste von uns allen. Trotzdem stand er voll diszipliniert jeden Morgen pünktlich auf der Matte. Wenn ich ihn abends mit Rockmusik an Einschlafen hinderte, weckte er mich in aller Frühe mit Marschmusik durch die Wand. Er fand es auch witzig mir in der Küche mit einem Messer bis kurz vor den Bauch zu stoßen. Mit einer Reflexbewegung zog ich mir eine anständige Schnittverletzung zu. Trotz alledem oder vielleicht gerade wegen unserer völlig konträren Weltanschauungen führten wir lange philosophische Diskussionen am gemeinsa-

men Küchentisch. Natürlich bei vielen Bieren und während ich Spiegeleier für den halben Flur auf einem Backblech brät, dass über alle vier Herdplatten gelegt war. Unkonventionelles Braten war bei uns ohnehin angesagt. Ein Koreaner auf unserer Etage bevorzugte es, seinen Fisch direkt auf der Herdplatte zu braten. Unsere philosophischen Ausritte, bei denen ich eine Menge über Plato und Sokrates lernte, fanden nicht selten unter der Beteiligung Osamus statt, eines Japaners, der irgendwo eingeschrieben war, wahrscheinlich bei den Betriebswirten, aber eigentlich als Börsenmakler arbeitete. Er bereicherte unsere Diskussionen regelmäßig mit der stereotypen Ansage: „Berlin ist schon kackescheiße Axel, ja, du musst nach Amerika!“ ... „Geh nach Amerika Axel!“ Irgendwann hatte ich wohl mal erzählt, dass mein Kunstlehrer in der Schule mir dazu geraten hatte, wenn ich Design studieren wolle. Klaus-Heinrich nahm ich auch mal zum Segeln mit auf den Wannsee. Ein einziges Mal! Die Peinlichkeit kannte keine Grenzen, als er mit einer Bierflasche in der Hand am Mast hing und zu Booten in der Nähe hinüberbrüllte „Hallo, schöne Frau!“. Auch ein Iraker wohnte kurze Zeit neben mir. Er sah recht leidend aus und schien ziemlich schlaflos zu sein. Nächtelang lachte er in seinem Zimmer vor sich hin, bis ich anfing mir Sorgen zu machen. Ich sprach Raimond an, einen der beiden Bremerhavener und besagter Psychologiestudent. Er entlockte ihm, dass er im Irak gefoltert worden war und überredete ihn dazu, dass wir ihn gemeinsam in ein psychiatrisches Krankenhaus begleiten konnten.

Raimond war es auch, mit dem und dessen Mutter ich das erste Mal in Ligurien war. Er fehlte auch bei kaum einer Feier und Unternehmung. Mit oft kreativen und witzigen Ideen. Als das Supertramp-Album „Breakfast in America“ herauskam, regte er beispielsweise an, an einem Sonntag auf dem Kurfürstendamm mit Damenbegleitung in Frack und Zylinder amerikanisch frühstücken zu gehen. Was sich deutlich von sonstigen City-Aktivitäten unterschied. Die meisten Besuche sonst galten irischen Pubs, die Livekonzerte veranstalteten. Trotzdem war Raimond sehr ehrgeizig. Heute hat er mit einigen Freunden zusammen ein kleines sozialpädagogisches Imperium, von Einrichtungen für schwer erziehbare Jugendliche bis zu einem Promi-Kindergarten in einer denkmalgeschützten alten Villa in der Potsdamer Vorstadt. Einen Sinn fürs Geldmachen hatte er immer. Er riet

mir damals meine Segelleidenschaft zum Geschäft zu machen und pädagogische Segeltörns für schwer erziehbare Jugendliche anzubieten. Seine eigenen Erfahrungen fand ich allerdings eher abschreckend. Seine erste Unternehmung war eine solche Einrichtung in der Wildnis Schwedens, wo die Jugendlichen lernten, dass man nur sozial überlebensfähig ist, wenn man sich in einer Gruppe aufeinander verlassen kann. Als es dann allerdings aus irgendeinem Grund Stress mit der Polizei gab, marschierte er mit seinen Jungs im zuständigen Polizeirevier auf, um ihnen eine Strafpredigt andeihen zu lassen. Zurück im Heim packten die Jugendlichen dann Schlagstöcke und Polizeihelme aus.

Sein Aufstieg über drei Studien und Dokortitel war bewundernswert. Er grenzt an den Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Mythos. Raimonds Mutter hatte eine finstere Spelunke im zollfreien Bremerhavener Hafengebiet. So finster, dass die Polizei sie nicht schützen wollte, sondern ihr riet sich eine eigene Schlägertruppe anzuschaffen. Das wurde ihr irgendwann zu ungemütlich und sie stieg ins Fischgeschäft ein. Sie schaffte sich zusammen mit ihrem Freund einen großen Verkaufswagen an, kaufte auf der Bremerhavener Fischauktion ein und fuhr dann mit ihm nach Berlin, wo sie mit der Bimmel in der Hand Straßenverkauf machten. Mit viel frischerem Fisch als jeder Berliner Fischladen zu bieten hatte. Dann wurde die Truppe um Paule, angeblich bewährt durch den Umbau von Weckers Café Giesing, engagiert, um in Schöneberg einen Fischladen einzurichten. Ich, als Subunternehmer, um einen Fischkutter über den Laden zu pinseln. Leider wollte der Geldverwalter der Paule-Truppe seinen Subunternehmer nicht bezahlen. Ich klagte schamlos, trotz Schwarzarbeit, was natürlich für üble Stimmung sorgte, gewann, und bekam ... nichts. Erst als ich später einmal mit seiner Freundin redete, ließ er das Honorar doch noch herüberwachsen.

Die Jahre gingen ins Land und ich hatte längst aufgehört zu studieren. Ich schrieb mich noch regelmäßig an der Uni ein, um im Dorf wohnen bleiben zu können, aber aus einem Saisonjob war eine Festanstellung bei Eduard Winter geworden, dem größten VW- Audi- und Porschedändler Berlins.

Tschernobyl erwischte uns bei einem halben Outdoorleben. Auf dem Parkplatz des Studentendorfs standen nebeneinander das große LKW-Wohnmobil des Schulfreundes aus Kreta und Onkel Gerds Mercedesbus, auf den er sich oben als Schlafgemach ein VW-Bus-Oberenteil schweißte. Und davor eine große metallgerahmte Kiste und einen Kran mit einer Motorwinde, mit der er seine Honda Monkey in diese Kiste hieven konnte. Wenn er mit seiner Freundin, die genauso gewichtig war wie er, zum „Schwänzchenstecken“, wie es seine Freundin nannte, in diesem Aufbau verschwand, schaukelte der Bus nach kurzer Zeit wie ein Schiff auf hoher See. Ein Kabel lag ständig aus dem nächsten Haus der Dorfs zum Parkplatz und ich war der Dritte im Bunde mit einem inzwischen etwas neueren selbstausgebauten VW-Bus. Wir ließen uns von der Panik um Tschernobyl nicht verdrießen und saßen fast allabendlich um den Grill. Nur Pilze waren nicht mehr auf dem Speiseplan. Belustigende Einlagen gab es von einem Mitbewohner, der mit einem langen Kupferrohr ankam und Onkel Gerd bat ihm daraus mit Hilfe seines Schweißgerätes eine Spirale zu biegen, weil er selbst Schnaps destillieren wollte. Ein anderes Mal stand ein Auto in Flammen, weil beim Schweißen die Benzinleitung erwischt wurde. Manni, ein völlig durchgedrehter Typ aus dem Dorf, lungerte beständig auf dem Parkplatz herum und wollte jedem sein Buch andrehen, dass seine immer noch nicht überwundene Drogenkarriere bis in ein thailändisches Gefängnis beschrieb, wo er knapp der Todesstrafe entging. Zum Schluss bekam ich es wider Willen geschenkt. Nachts wurden Autos auf polnische LKWs mit Plane und Spriegel verladen. Die herbeigerufene Polizei fand allerdings an keinem der Papiere etwas zu beanstanden. Einen Jugendlichen erwischte ich dabei, als er vor meinem Auto hockte um das Kennzeichen abzuschrauben. Ich riet ihm sich schleunigst zu verziehen. Eine halbe Stunde später schraubte er an den Kennzeichen eines Wagens auf dem zweiten Parkplatz. Diesmal rief ich dann ebenfalls die Polizei. Der Schulfreund aus Kreta und seine Frau, bei der schon Nachwuchs unterwegs war, wurde von der Verwaltung vom Parkplatz vertrieben. Sie fanden schließlich einen Platz in einer Aussteiger-Wagenburg auf dem Potsdamer Platz, die später beim Mauerfall weichen musste. Ich besuchte sie noch einmal dort. Der Nachwuchs wurde gerade in der Küchenspüle des Wohnwagens gebadet. Bei unserer nächsten Begegnung war er annähernd zwei Meter groß.



Meine Arbeit bei VW war für manchen beneidenswert. Wer stand damals nicht gerne mit Kollegen mit drei Porsche 911 oder Turbo nebeneinander an der Ampel. Zum Glück war nie ein Polizeiwagen in der Nähe. Die Arbeit bestand darin, die angelieferten Fahrzeuge von Bahnwagons abzuladen, sie mit 5 Litern zu betanken und auf einem Lagerplatz so eng abzustellen, dass man oft aus dem Fenster klettern musste. War eine Bestellung eingegangen, wurde der Wagen herausgesucht, nach einer Inspektion in einer Entkonservierungsanlage die Wachsschicht abgewaschen und dann folgte die aufwändige Handarbeit, bei der wir, die Fahrertruppe, zum Glück nur aushelfen mussten, wenn es sonst nichts zu tun gab. Dann mussten die Wachsrreste aus den letzten Ecken und Kanten gewaschen und Lackschäden ausgebessert werden. Die Windschutzscheibe war voller Kontrollzettel, jeder mit einem anderen Kleber angebracht, der eine andere Entfernungsmethode verlangte. Schließlich wurden die Fahrzeuge ausgesaugt und mit den verschiedensten Pflegemitteln eingerieben. Dann fuhren wir sie in eine der fünf oder sechs Filialen in Berlin, und rangierten sie in die Präsentationsräume, wobei die Verkäufer helfen sollten, es aber ungern taten. Meist half ein ohne Vorglühen angeworfener Diesel, der den Verkaufsraum mit stinkenden, schwarzen Rauchschwaden füllte, schnell, sie zum Mitschieben zu bewegen. Zurück ging es eher selten durch Abholung oder mit einer Taxe. Meistens standen Inzahlungnahmen bereit, die uns oft abenteuerliche Rückfahrten bescherten. Neben Pkws gehörten auch Klein-LKWs zum Programm. So konnte es beispielsweise passieren, dass man einen LT-Kastenwagen überführen musste, bei dem der Motor in der Mitte der Fahrerkabine lag und der Deckel des Kühlwasserbehälters fehlte. Eine Gießkanne mit Wasser gab es dazu, so dass man, wenn die Fahrerkabine anfang sich in eine Dampfsauna zu verwandeln, wieder etwas kaltes Wasser aufgießen konnte. Auch die Vorführung beim TÜV, zur Eintragung von Polizeiumbauten, gehörte zu unseren Aufgaben. Kurz Blaulicht und Sirene einzuschalten, beschleunigte die Abfertigung dort ungemein, wenn die Ingenieure beim Kaffee in ihrem Büro saßen. Natürlich haben wir diese nie, nie, nie, im Straßenverkehr benutzt, wenn wir in einen Stau gerieten! Die Überführung von Behindertenumbauten sorgten für manch einen spektakulären Unfall. Wenn das Gaspedal dort ist, wo normalerweise bei einem Schaltwagen die Kupplung ist, sind Gas und Bremse quasi vertauscht. Als ich

den Wagen aus der Umbauwerkstatt abholte, hatte ich zweimal Glück, dass ich keinen Auffahrunfall verursachte, weil ich genug Abstand vor mir hielt. Ohne mir etwas Böses zu denken und ohne leichtsinnigerweise die Kollegen zu warnen – eine deutliche Beschreibung des Umbaus klebte ja an der Scheibe – stellte ich den Wagen ab und verschwand im Büro unseres Disponenten. Eine halbe Stunde später dachte die ganze Firma, eine Bombe sei eingeschlagen. Ein Kollege hatte, als er den Wagen von der Hebebühne fahren wollte, ebenfalls Gas und Bremse verwechselt und war durch die Mauer unter einer großen Glasscheibe in das vor ihm liegende Büro gefahren. Und noch quer durch das Büro. Ein Waschbecken hing schief an der Wand, eine Fontäne spritzte durch die Staubschwaden und der Mitarbeiter dort war zwischen Schreibtisch und gegenüberliegender Außenwand eingequetscht. Zum Glück hat er sich keine ernsteren Verletzungen zugezogen. Weniger spektakulär, aber von den Gesprächen her sehr interessant, waren Auslieferungen für Ost-Berlin. Es war ein offenes Geheimnis, dass die Fahrzeuge, die offiziell an die KoKo gingen, die Kommerzielle Koordinierung, eigentlich an die Staatssicherheit gingen. Immer VW-Busse mit Fenstern und Sitzreihen, immer mit Blaupunkt-Radio, immer in den Farben Hellblau/Dunkelblau und immer mit Standheizung. Ostberliner Stasileute holten die Wagen bei uns ab, ließen sich aber immer von uns bis zum Grenzübergang chauffieren. Das Trinkgeld war selbst für westliche Verhältnisse fürstlich und die Gespräche oft spannend. Sehr lustig war die Auslieferung eines nicht ganz billigen Wagens an ein Filmunternehmen. Der Pförtner wollte mir kein Taxi rufen, sondern insistierte darauf, dass ich doch mit den Öffis zurückfahren könne. Diskutieren half nichts. Erst ein Anruf in meiner Firma, die dann seinen Chef anrief, verhalf mir dann letztlich doch zu einem Taxi.

Das günstige Verhältnis von billigem Wohnen und bei einem angenehmen Job, bei dem ich auch immer häufiger die Disposition übernehmen durfte, recht gut zu verdienen, blieb mir nicht ewig erhalten. Egerland, ein großer Fahrzeugspediteur, baute einige Hausnummern weiter eine Entkonservierungsanlage und übernahm von VW-Winter die Fahrzeugentkonservierung. Dann wurde erst ein Teil der Überführungen outgesourced und schließlich wurde alles mit Autotransportern erledigt, obwohl das Auf- und Abladen häufig länger dauerte als

die Überführungsfahrten und es auch schon mal passieren konnte, dass ein Fahrer die obere Lage Autos an einer zu niedrigen Brücke abräumte. Wir Überführungsfahrer waren jedenfalls überflüssig geworden. Ich nahm es zum Anlass, doch noch einen Einstieg in die Kunst zu suchen und meldete mich für eine arbeitsamtfinanzierte Computergrafikausbildung an. Der Kurs machte Spaß, ich lernte von Vektorprogrammen über Paintprogramme, Zeichentrickanimation, bis zu 3D-Programmen eine breite Palette von Anwendungen kennen. Auch grundlegende Programmierkenntnisse gehörten dazu.

In der Zwischenzeit zeichnete sich der Mauerfall ab. Das Jahr 1989 begann aber zunächst mit dem Massaker auf dem Tiananmen-Platz. Ich erinnere mich, wie der vielgelobte Helmut Schmidt seine demokratische Maske fallen ließ, als er es verharmloste und das chinesische Militär rechtfertigte, das Studenten zusammenschoss und mit Panzern überrollte. Ich demonstrierte dagegen zusammen mit chinesischen Studenten am Ernst-Reuter-Platz. Anschließend gab es Reden und Debatten in irgendeinem Veranstaltungsraum in der Hardenbergstraße, wie man damit umgehen könne. Aus vieler Munde hörte man ein chinesisches Sprichwort. Sinngemäß: „Wenn der Sturm zu heftig ist, dann muss sich der Baum biegen bis er sich wieder aufrichten kann.“ Leider hat sich der Baum seitdem nie wieder aufgerichtet.

China war jedoch schnell vergessen, als noch im gleichen Jahr die Proteste vor der Ostberliner Gethsemane-Kirche zunahmen, Bärbel Bohley immer häufiger vom Westfernsehen interviewt wurde, die Prager Botschaft besetzt wurde und schließlich die Ausreisen über Ungarn begannen. Wir saßen im Club beisammen und diskutierten, was wohl passieren würde, falls man die Mauer öffnen würde. An eine Einheit dachte niemand im Entferntesten. Wir kamen zu der einhelligen Ansicht, dass der Westen die DDR schnell aufkaufen würde. Mit offenem Mund verfolgte ich am 4. November im Fernsehen die Demonstration auf dem Alexanderplatz, auf der Top-Spion Markus Wolf plötzlich eine Erneuerung der DDR forderte. Wenige Tage später veränderte sich die deutsche Geschichte nachhaltig. Und mit ihr auch mein Leben.

## Rüber gemacht

Bei all dem Ärger, den die "Brüder und Schwestern in den neuen Bundesländern" vulgo „Ossis“ der deutschen Demokratie bereiten, gerät das Datum in den Hintergrund, an dem in den folgenden Jahren Ost und West in Tränen ausbrach. Ich muss gestehen, ich habe es mitbekommen, ich sah Schabowskis Pressekonferenz, aber ich habe sie nicht verstanden. Ich hatte damals abends den Fernseher angemacht, durchaus an den neuesten Entwicklungen in Ostberlin interessiert, aber hinter dem SED-Funktionärsdeutsch "... dass auf Empfehlung des Politbüros ein überarbeitetes Reisegesetz in Kraft treten werde, das die ständige Ausreise und Privatreisen „ohne Vorliegen von Voraussetzungen“ gestattet"... konnten nach meinem Empfinden noch vielerlei bürokratische Hürden versteckt sein. Auch "ab sofort" konnte für mich heißen, dass ab sofort Anträge gestellt werden können. Erst am nächsten Morgen erfuhr ich, was sich über Nacht ereignet hatte.

Als das erste Stück Mauer unter den Augen der Weltöffentlichkeit am Potsdamer Platz fiel, war ich dabei. Menschenmassen folgten Willi Brandt, dem rotbeschalteten Bürgermeister Momper und Helmut Kohl zum Rathaus Schöneberg, wo sich ein gewaltiges Pfeifkonzert erhob, als Kohl sich in einer Rede auf dem Balkon des Rathauses versuchte zum Urheber der Grenzöffnung zu stilisieren. Ich piff kräftig mit.

Um Ostberlin zu erkunden, holte ich mir zunächst einen Mehrfachberechtigungschein, denn als Westberliner kam man nicht so leicht in den Osten wie die Ostdeutschen plötzlich nach Westen. Der mit dem Antrag verbundene Zwangsumtausch von 20 D-Mark pro Besuch war in Ostberlin oder Potsdam kaum ausgebbar. Für ein chinesisches Essen in einem der besseren Ostberliner Restaurants, in dem man zwischen den Glasnudeln auch einige Fleischkrümel fand, bezahlte ich zwei oder drei Mark. ...Ost! Schnäpse und Biere lagen im Groschenbereich. Auch dieser Zwangsumtausch war ein Teil des Devisenbeschaffungsprogramms der DDR. Neben Häftlingsfreikäufen des Westens, Sachwerten die die Freigekauften im Osten zurücklassen mussten und vom Westen völlig überbezahlten Gebühren für die BUCKELPisten, die sich Transitstrecken nannten. Überall konnte dort hin-

ter einem Erdhügel am Straßenrand auch ein Blitzler auf jeden lau-  
ern, der die hundert Stundenkilometer überschritt. Auch das kam in  
die Devisenkasse der DDR, die ohne diese Einnahmequellen kaum  
überlebensfähig gewesen wäre. Die Einnahmen aus der Zwangsar-  
beits-Möbelproduktion politischer Gefangener, die zu einem großen  
Teil an Ikea ging, hätten sicherlich nicht gereicht.

Ich sah mir einiges an, was mich interessierte. Nach einigen Tagen  
öffnete sich ein Grenzübergang von Zehlendorf nach Kleinmachnow,  
Dort schaute ich mir im Kino „Coming Out“ von Heiner Carow an.  
Den ersten, vielgelobten DDR-Film zum Thema Homosexualität. Die  
Öffnung der Glienicker Brücke ließ noch auf sich warten. So fuhr ich  
mit einiger Sorge, weil ich nur eine Berechtigung für Ostberlin hatte,  
nicht für Potsdam oder Brandenburg, von Ostberlin aus südlich um  
Zehlendorf herum nach Babelsberg, um mir das legendäre Filmstudio  
anzusehen, in dem die deutsche Filmgeschichte geschrieben wurde.  
In der Nazizeit und in der DDR. Fast all die Gründgens-, Curd Jür-  
gens-, Rühmann-, Grete Weiser-, Marika Röck- und Zarah-Lean-  
der-Filme, die meine Mutter am Fernseher so regelmäßig wie „Willi  
Schwabes Rumpelkammer“ im DDR-Fernsehen lief, in ihre Jugend zu-  
rückversetzten, waren in diesen Studios entstanden. Als ich dem  
Pförtner mein Anliegen schilderte, schlug er mir vor, mich für einen  
Besuch anzumelden, der in ca. einem Jahr erfolgen könne. Ich ver-  
kniff mir zu sagen, dass er wohl nicht begriffen habe, was gerade  
passiert und dass er in einem Jahr wohl kaum noch da sitzen würde,  
wo er gerade saß. Von Babelsberg aus wollte ich auch einen Blick  
über das Wasser hinweg auf die Glienicker Brücke fotografieren. Da  
ich Grenzanlagen und auch einen Grenzer im Bild gehabt hätte, frag-  
te ich den Grenzer vorsichtshalber um Erlaubnis. Er ging zu einem  
hölzernen Telegraphenmast, kurbelte am daran hängenden Telefon  
und kam dann zurück um mir mitzuteilen, dass das leider nicht gin-  
ge. Um den Schwarzumtausch von Devisen zu verhindern, wurde die  
Deviseneinfuhr beschränkt. Deshalb hatte ich häufig mehr als einen  
Kugelschreiber bei mir. Gefüllt mit zusammengerollten Geldscheinen.

An einem kalten Abend kam ich am ZK-Gebäude in Mitte vorbei. Eine  
große Menschenmenge hatte sich davor versammelt und sang mit  
erhobener Faust die Internationale. Es wurden viele enthusiastischen

Reden geschwungen, Kritik ergoss sich über Erich Honecker und das bestehende Politbüro und ich drängte mich zu den Rednern auf der Treppe um besser zu verstehen worum es ging. Aber auch in der Hoffnung, dass es dort etwas geschützter war vor dem eisigen Wind. Neben mir stand ein kleiner Mann im langen Mantel, der von mehreren Genossen angesprochen wurde, "Gysi, Du musst das übernehmen! Rede du!" Es war der Abend, an dem das Ende des alten Politbüros beschlossen wurde. Erich Krenz wurde inthronisiert.

Willi war mein zweiter Flurmitbewohner aus Bremerhaven. Wie der „Häuptling“, ein Friesenjung, dessen Vorfahren angeblich von einem alten Friesenhäuptlingsgeschlecht abstammten und mit dem ich ab und zu segelte, ein echter Fischkopf. Er sagte unverhältnismäßig viel, wenn ihm ein barsches Ja oder Nein über die Lippen kam. Er unterhielt – zeitweise mit Raimond – regelmäßige Kontakte nach Ostberlin, die Raimond einmal in eine schwierige Situation brachten. Er kam nach Mitternacht an die innerberliner Grenze, also nach Ablauf seiner Besuchsberechtigung. Man nahm in beiseite und erklärte ihm, dass er doch wohl eine Freundin im Osten hätte, wenn er so häufig rüberfähre. Solle man großzügig über solche Unregelmäßigkeiten hinwegsehen, wären einige Auskünfte an das Ministerium für Staatssicherheit sehr hilfreich. Willi, der vor dem Studium Berufssoldat in einem Raketenbataillon war, hätte ihnen sicher Interessantes erzählen können. Aber das wussten sie offenbar nicht. Genauso wenig über seinen schwunghaften Handel. In der Verkleidung seiner Autotüren transportierte er regelmäßig begehrte Computerteile in den Osten und brachte im Gegenzug Amiga-Schallplatten von den Puhdys oder anderen Ostrockbands zurück. Obwohl die beiden angeblich öfter einen auffälligen Schatten hatten, versagte die Stasi hier offenbar.

Willi jedenfalls überredete mich, obwohl ich noch an den Nachwehen einer Grippe laborierte, am 31.12.1989 ihn zu einer Silvesterfeier nach Grünau im Südosten Berlins zu begleiten. Auch Osamu war mit von der Partie. Ich bereute es nicht, mitgefahren zu sein. Eine interessantere Runde hätte mich kaum erwarten können. Interflug-Techniker und -Piloten, Künstler, Schauspieler, Mitarbeiter des DDR-Fernsehens, Wissenschaftler und weitere Bekannte aus dem Westen. So-



gar ein Amerikaner war dabei. Es wurde viel diskutiert, mit Klavier und Gitarre musiziert, getanzt, gefressen und gesoffen. Das Haus, das einem Interflug-Techniker gehörte, war ein halbes Museum. Über einem rustikalen Kamin hingen eingestaubte Musikinstrumente und in jeder Ecke lagen mehr oder weniger historische, ausgebaute Cockpitinstrumente. An einer Wand hing ein gerahmter vierfacher Erich Honecker mit Udo Lindenberg's Lederjacke über der Schulter in Falschfarben im Stil von Andy Warhol. Als der Jahreswechsel nahte, fuhren einige zwischendurch ans Brandenburger Tor. Auf eine wohltuende Weise berichtete niemand stolz von einem neuen Haus, einer Weltreise, oder einem neuen, größeren Auto. Die Nacht war lang, es wurden einige Biere zu viel, ich verpasste die Rückfahrmöglichkeit nach Zehlendorf, und so erwachte ich in der Nähe auf dem Land, im Haus eines Kameramannes, an der Seite einer sehr netten Aufnahmeleiterin der DDR-Fernsehndramatik. Kühe schauten dumm zum Fenster herein.

Wir beschlossen uns wieder zu treffen, dann uns privat zu besuchen und irgendwann konnte ich nicht mehr nein sagen, obwohl mir nicht verborgen blieb, dass sie ein erhebliches Alkoholproblem hatte. Es folgte ein spannendes und ereignisreiches Ost-West-Leben. Ich hatte vergessen mich an der Uni zurückzumelden und musste mein geliebtes Dorf verlassen. Da ich schnell eine Bleibe brauchte, zog ich in Neukölln beim Freund der Schwester einer Bekannten ein. Er schraubte unter seinem Hochbett an seiner Guzzi herum und war, wenn ich mich recht erinnere, Rausschmeißer in einem Club. Von Neukölln über den filmisch bekannt gewordenen Übergang Sonnenallee nach Johannisthal zur Fernsehndramatik war es nicht weit und von dort nach Grünau auch nicht. Ich holte also Jette regelmäßig von der Fernsehndramatik ab, wir kauften im Osten im Konsum ein, bevorzugt „Bückware“ wie zum Beispiel „Räucherbroiler“, den es nur für gute Kunden unter dem Ladentisch gab, und fuhren zur Sonnenallee, wo uns die Grenzer jedesmal erklärten, dass wir mehr als die erlaubte Menge an Ostprodukten dabei hätten. Die Einfuhr war begrenzt – richtig, damit der Westen nicht den ganzen Osten aufkauft! Unser erstes Abendessen fand also an der Grenze statt, bis die genehmigte Menge erreicht war. Dann ging es weiter zu mir nach Neukölln. Mit fallenden Temperaturen wurde es dort allerdings eisig in der Bude.

Die Altbauwände des Anbaus, in dem ich hauste, waren dünn und unisoliert, die Heizkosten stiegen immens und das Verhältnis mit meinem Vermieter wurde vorsichtig ausgedrückt schwierig. Auf eine körperliche Auseinandersetzung mit einem Rausschmeißer wollte ich es nicht ankommen lassen, so musste eine neue Wohnlösung gefunden werden. In Grünau hatte Jette interessante Nachbarn. Er war angeblich Maurer bei einem Staatsbetrieb, musste zur Reparatur seiner Gartenmauer allerdings einen Maurer engagieren. Im alkoholisierten Zustand zeigte er dann voller Stolz sein Fotoalbum vom Kampfsporttraining bei der Staatssicherheit herum. Seine Frau arbeitete bei der KoKo, der Kommerziellen Koordinierung von Schalk-Golodkowski, die für die eher unsaubere Devisenbeschaffung der DDR zuständig war, zu der u.a. auch Waffenhandel gehörte. Als alle Staatsbediensteten in den öffentlichen Dienst der Bundesrepublik übernommen werden sollten, musste jeder eine Selbstauskunft über seine bisherige Tätigkeit abliefern. Eines Tages stand dieser Nachbar bei uns auf der Matte und bat mich Wessi darum, dass ich ihm doch helfen möge, seine Stasimitarbeit so umzuformulieren, dass er seinen Job behält. Ich habe ihm einen Vogel gezeigt und weiß nicht, was daraus geworden ist. Wegen schwerer Alkoholabhängigkeit – einer Volkskrankheit in der DDR genauso wie in Russland - hätte er den Job wahrscheinlich sowieso verloren. Aus komplizierten Gründen, die mit dem Verhältnis ihres Vermieters und ihrem vorherigen Mann zu tun hatten, musste Jette jedenfalls auch aus der Grünauer Wohnung raus, und so traten wir den Weg zur KWV an. Der kommunalen Wohnungsvergabe in der DDR. Da für diese ein Wessi nicht zählte, gab es zunächst nur eine Einraumwohnung mit etwas über 20 Quadratmetern, die nur mit einem Hochbett einigermaßen erträglich einzurichten war. In einem nagelneuen Plattenbau am Arsch der Welt. Mit ein paar Schritten durch die das Haus umgebende Schlammwüste war man von der Hellersdorfer Wohnung aus in Hönow, einer kleinen Brandenburger Gemeinde am äußersten Ostrand Berlins. So wurde ich Ende April/Anfang Mai 1990 de facto Ossi, denn die deutsche Einheit folgte erst im Oktober.

Ohne einen Studien- oder Berufsabschluss blieb es schwierig auf dem Arbeitsmarkt. Entweder war ich mit Abitur schon überqualifiziert oder für anderes wieder zu unterqualifiziert. Und mein guter Compu-

tergrafikkursabschluss half nicht wirklich weiter. Reihenweise wurden die Menschen im Osten arbeitslos und die Arbeitsämter steckten sie fast alle – richtig - in Computergrafikkurse. Schließlich landete ich, nach über 70 Bewerbungen demütig geworden, bei einem Großfotolabor, das vor allem Baustellenschilder anfertigte, Dekorationswände für das KaDeWe und Bildtafeln für Museen und Ausstellungen. Die Arbeit war wenig anspruchsvoll. Auf einem großen Arbeitstisch waren Negative auszuflecken, diese waren in eine riesige Entwicklungsmaschine einzuführen und dann die fertigen Abzüge auf Holz oder Kunststoffplatten zu laminieren. Darüber kam eine weitere Folien-schutzschicht. Viel Zeit nahm der Zuschnitt der Platten auf einer großen Kreissäge in Anspruch und das Ausliefern der fertigen Produkte. Leider kam es nach einiger Zeit zu Spannungen mit dem 70-jährigen Chef von altem Schrot und Korn, der mich wiederholt kurz vor Feierabend quer durch Berlin in den Berufsverkehr zum Ausliefern schickte. Eine Packpapierrolle, die er gegen meinen Rat durchgesägt haben wollte, führte zu einem teuren ausgeglühten Sägeblatt, das ich nicht an der Kreissäge weiterarbeitete, wenn er mich ansprach, weil mir meine Finger dazu zu lieb waren, provozierte ihn, und das recht gute Verhältnis zu seinem Sohn und dessen Frau, mit denen er ständig im Clinch lag, tat ein Übriges. Das Verhältnis wurde angespannt. Irgendwann riss mir der Geduldsfaden, als ich wieder einmal Überstunden machen sollte, aber etwas wichtiges Privates vorhatte. Ich glaube, irgendwelche Konzert- oder Theaterkarten wären verfallen. Ich sagte nein, er sagte: „dann können sie nach Hause gehen und brauchen nicht mehr wiederkommen“. Dass eine fristlose Kündigung so einfach nicht geht, ohne Abmahnungen, war mir klar. Ich rief einen Bekannten als Zeugen hinzu und bot ihm sehr zur Verwunderung anwesender Kunden noch einmal vor Zeugen meine Arbeitskraft an. Mit einem Wutausbruch von ihm vor Zeugen, war die Sache geklärt. Kurze Zeit darauf hatte er die Kündigungsschutzklage eines Anwalts auf dem Tisch. Dass ich nicht nur mit Ostdeutschen zu tun hatte, sondern sogar die Arbeitsgerichtsbarkeit inzwischen in den Osten verlegt worden war, brachte ihn zur Weißglut. Ich hatte allerdings auch kein großes Glück mit meinem Anwalt. Beim Termin marschierte ein Vertreter auf, der vor der Tür zum ersten Mal in meine Akte sah und mir riet einen Vergleich einzugehen. Als die Richterin merkte, dass ich mit seinen Einlassungen nicht so recht einverstanden war, ließ sie

mich zu Wort kommen. Ich gewann den Prozess, die Entschädigung in Höhe mehrerer Monate Gehalt kam allerdings erst nach weiteren Drohungen meines Anwalts. Die Sozialleistungen zahlte er nie nach.

Ich lernte inzwischen nicht nur Ostberlin kennen, sondern vor allem auch das DDR-Fernsehen. Aus dem wurde der DFF, der Deutsche Fernsehfunk. Jette arbeitete an einer Serie, die sich um die Feuerwache 09 in Köpenick drehte. Mal musste ein Kind aus einem Brunnen gerettet werden, mal wollte sich jemand vom Dach stürzen und musste mit einem Sprungkissen aufgefangen werden und mal brannte eine Scheune. Ich war oft mit an den Drehorten, bekam ab und zu Statistenrollen oder stellte mein Auto, einen von der Polizei ausrangierten grün-weißen VW-Bulli, für Aufnahmen zur Verfügung. Das Auto führte in Hellersdorf zu einer bemerkenswerten Verwechslung. Ich weiß nicht mehr, wohin ich unterwegs war, aber es kann nicht weit gewesen sein, sonst hätte ich mich angeschnallt. Jedenfalls bemerkte ich, dass ein Polizei-Lada abbog und hinter mir her fuhr. Ich zog mir rasch den Gurt über den Bauch. Dann kam schon der Polizeiwagen neben mir auf und bedeutete mir rechts ranzufahren. Mit Ärger rechnend kurbelte ich das Fenster runter und der Polizist stieg aus und kam zu mir an den Wagen. Auf einen Wohnblock deutend fragte er: „Sag mal Kollege, ist das da hinten, wo der Wohnungseinbruch stattfinden soll?“ Ich war erst sprachlos, dann musste ich mir mühsam das Lachen verkneifen, als ich ihm erklärte, dass ich keinen Westberliner Polizeiwagen fuhr. Die Ansage unter der Frontscheibe hätte es ihm eigentlich verraten können. Dort stand groß und spiegelverkehrt: „Mach hinne!“ Nicht nur er, sondern auch viele andere Ostdeutsche glaubten hinter sich einen Polizeiwagen zu sehen und gingen in die Eisen, wenn ich hinter ihnen her fuhr. Deshalb fühlte ich mich genötigt, sie ein wenig anzutreiben.

Bei einem Nachtdreh hatte ich die Freude am Cateringwagen Rolf Hoppe zu begegnen, den ich seit seiner Rolle als Göring in der oscar-prämierten Mephisto-Verfilmung von István Szabó bewunderte. Klaus Maria Brandauer lief meiner Frau Sabine und mir erst ziemlich genau 25 Jahre später im Café Eiles über den Weg, als sie mir Wien zeigte.



Nach nächtlichen Drehs, wenn keine Öffis mehr fahren, fuhr ich öfter Schauspieler oder Drehstab-Mitarbeiter nach Hause und verirrte mich irgendwo in unbekanntem Dörfern in Brandenburg. Manchmal fehlten nicht nur Richtungsangaben, sondern auch Ortsschilder völlig. So sollten Flüchtlingen in Grenznähe das Finden der Mauer erschwert werden. Einmal hielt ich nachts verloren mitten auf einer Landstraße an und stieg aus um mich an den Sternen zu orientieren, wie ich wenigstens wieder grob in Richtung des Berliner Rings zurückfinde. Was hätte ich damals für ein Navi gegeben. Aber so etwas gab es ja da noch lange nicht. Selbst Autotelefone waren riesige schwere Kästen, die ein Vermögen kosteten. Nach und nach tauchten allerdings immer mehr Kraftfahrer beim DFF auf, die meine Dienste überflüssig machten. Leider, denn die Gespräche auf den nächtlichen Fahrten waren immer interessant. Der erstaunliche Zustrom an Kraftfahrern war dem Umstand geschuldet, dass gegenüber der Fernseh-dramatik, auf der anderen Straßenseite, die Kaserne des Wachregiments "Felix Dserschinski" lag, das vor allem die DDR-Elite in Wandlitz bewachte. In dem Maße, in dem sie überflüssig wurden, mehrte sich die Zahl der Fernsehkraftfahrer.

Als Jette mir Ostberlin zeigte, wozu auch ein Theaterstück mit Ulrich Mühe im Deutschen Theater gehörte, den manche vielleicht noch aus „Das Leben der Anderen“ kennen, standen wir auch eines Tages auf der Weidendammer Brücke. In ihrem Gelände gibt es einen Adler. Als ich ihn mir betrachtete sagte Jette: "Das ist der preußische Ikarus, den Biermann besungen hat." In diesem Moment hatte ich das Gefühl, das mich Geschichte berührt. Geschichte von Friedrich dem Großen über das Dritte Reich, den zweiten Weltkrieg und die DDR, über Bilder der Brücke, die bei meinen Großeltern an der Wand hingen als ich ein Kind war, bis zum Beginn der Demokratie in Ostdeutschland. All das lag plötzlich in diesem vertrauten und doch so eisernen deutschen Vogel im Brückengelände. Ein ganzes zerrissenes Nationalgefühl. Und der Schmerz eines Wolf Biermanns, mit dem er diesen Vogel besungen hatte.

Meine Tätigkeit wurde, sagen wir mal, sehr abwechslungsreich. Ich hatte einen weiteren Kurs in Computergrafik belegt um meine Chancen zu verbessern. In einer Firma, die ehemaligen hochrangigen SED-Funktionären gehörte, fragte ich scheinbar zu laut, wie die millionen-

schwere technische Ausstattung so kurz nach der Wende finanziert worden ist. Schon wurde ich nicht mehr gebraucht. Die kleine Schnittfirma einer Ostrockband, die dem Fernsehen zuarbeitete und in der ich nicht nur Grafik machte, sondern auch mit sehr interessanten Regisseuren neben mir in den Anlogschnitt eingearbeitet wurde, konnte mich irgendwann nicht mehr bezahlen. Mit dem Chef eines Architekturbüros konnte ich mich nie einigen, ob Schwarz-Weiß die Norm ist und Farbe die zu begründende Ausnahme, oder umgekehrt. Seine Welt war mir zu schwarz-weiß. In einem kleinen Ingenieurbüro hatte ich einen sehr liebenswerten, beinahe kollegialen Chef und fühlte mich sehr wohl. Leider war auch er den Stürmen des Marktes nicht lange gewachsen. Zwischendurch gab es Auftragsarbeiten für das Studio Hamburg, das eine Dependence mit ostdeutschen Mitarbeitern in Adlershof eröffnet hatte und für den Mitteldeutschen Rundfunk der ARD produzierte. Ostdeutsche Mitarbeiter hieß, dass man mit „Druschba Towaritsch“ (Freundschaft, Genosse) und DDR-Fahne auf dem Tisch empfangen wurde. Aber es gab auch das Gegenteil. Auch der Kameramann Ecki, in dessen Haus ich neben Jette aufgewacht war und mit dem mich inzwischen eine Freundschaft verband, arbeitete für das Studio Hamburg und verhalf mir immer wieder mal zu kleinen Rollen in Ratgebersendungen, für die ich auch die Grafik machte. So gab ich beispielsweise öfter Anleger, Bauherren, oder andere Bankkunden, die am Schalter beraten wurden, wie sich der Ossi am besten das Geld aus der Tasche ziehen lässt. Wir haben viel gelacht und er war der einzige, der mir in all den Jahren nie erzählen wollte, was in der DDR eigentlich viel besser war als im Westen.

Weniger lustig war dagegen das Leben in der Hellersdorfer Platte. Auch wenn wir mittlerweile im gleichen Haus eine Dreiraumwohnung hatten. Heulende Kinder wurden morgens um 6 von ihren arbeitenden Eltern gegenüber vor dem Kindergarten abgeschmissen und hatten nichts besseres zu tun als bis 7 Uhr das quietschende Tor des Kindergartens hin und her zu bewegen und danach einen Wettbewerb zu starten, wer am schrillsten kreischen kann. Ein Nachbarjunge, der von seinem besoffenen Vater aus dem fünften Stock geworfen wurde, weil er beim Saufen nervte, überlebte zum Glück mit einem Milzriss, weil er in einem großen Busch landete. Die Boulevard-Presse belagerte unser Haus mehrere Tage lang und klingelte

alle Wohnungen durch, weil sie ein Statement von den Nachbarn haben wollten.

Ein linkes Jugendheim ging in Flammen auf. Neonazis liefen nicht nur mit Glatze, Bomberjacke und weiß geschnürten Springerstiefeln herum, sondern auch mit verbotenen SS-Dolchen und verbotenen Aufnahern. Hinter der Kaufhalle versuchten sie vietnamesische Schwarzzigarettenhändler auszurauben, bis diese sie gesammelt mit Eisenrohren erwarteten. Hilfloze und vom rebellisch gewordenen Volk eingeschüchterte Polizisten ließen sich kaum noch auf der Straße blicken. Der wilde Osten wurde sprichwörtlich und im Laissez-faire dieser Zeit liegen sicher zu einem erheblichen Teil auch die Wurzeln für die kriminelle Selbstsicherheit heutiger Nazi im Osten begründet. Heute wurde ihr Polo gestohlen. Aus einem Ort in Brandenburg meldeten sich Anwohner, die das Serviceheft auf einem Feldweg gefunden hatte. Wir fahren hin und entdeckten im nahegelegenen Wald dutzende von Autowracks, die nach Anwohnerauskunft für Rennen dort verwendet wurden. Der Polo blieb trotzdem verschwunden.

Über den Weg der Schmuggelzigaretten machte ich derweil Fernsehgrafiken für einen Investigativbeitrag. Sie wurden in Russland produziert und als Armeeverpflegung importiert. Russische Offiziere in Brandenburg quittierten den Empfang. Dann gingen sie weiter an eine in Berlin schon alteingesessene Mafia, die in Luxusvillen in Grunewald lebte. Diese wiederum verteilten sie an die Vietnamesen, die als Facharbeiter in die DDR gekommen waren und nun, als Erste arbeitslos, den Endhandel übernahmen. Diese armen Schlucker wurden von der Polizei gejagt und als ich einmal einem Polizisten zurief: „Immer auf die Kleinen“ bekam ich „auch eine auf die Schnauze?“ angedroht. Kurz davor hatte ich für den Fernsehbeitrag einen der namhaftesten CDU-nahen Berliner Rechtsanwälte in einem Foto von einer Orgie im Kreis der Russenmafia verpixelt. Dieser fiel übrigens auch der Mann einer Schulfreundin zum Opfer, der in Russland Pharmageschäfte machte. Er lag eines Tages tot in einem Waldweg, wenige hundert Meter von der gemeinsamen Wohnung entfernt. Als die Sowjets abzogen, ließen sie verseuchten Boden zurück. Und Waffen. Sie wechselten zu Hauf in ostdeutsche Hände. Eine Kalaschnikow war

etwas schwerer zu bekommen, aber eine Makarow Pistole bekam man an fast jeder Ecke. Sollte sich der Osten mal erheben gegen die Demokratie, wird man sich wundern, was für Waffenarsenale sich dort auf tun. Womit die Iljushins nachts beladen wurden, die Richtung Russland flogen, waren keine Armeebestände, sondern Luxuskarossen aus dem Grunewald, vom Kuhdamm oder aus Wannsee. Sie standen teils noch mit deutschen Nummernschildern in Moskauer Autosalons. Über die schmutzigen Geschäfte der Roten Armee, den brutalen Umgang in der Armee und ebenso schmutzige Geschäfte der Armee mit Ostdeutschen, hatte ein baltischer Autor ein Drehbuch geschrieben, der ähnliche Usancen schon länger aus seiner Heimat kannte. Im Plot ging es um eine ostdeutsche Familie, die lukrative kriminelle Geschäfte mit den abziehenden russischen Truppen machte und bei der ein russischer Deserteur von Offizieren getötet wurde. Der DFF wollte den Stoff verfilmen, sehr zum Unmut der neuen gesamtdeutschen Behörden, die immer noch im Feierrausch der Einheit waren. Besonders für Schröder, Steinmeier und Gabriel waren die Russen plötzlich Brüder. Bei der Genehmigung der Benutzung von Panzern und Waffen gab es kaum ein Durchkommen. Überall wurden Steine in den Weg gelegt. Vielleicht war es deshalb auch kein Zufall, dass als Drehort schließlich ein russisches Manövergelände in der Döberitzer Heide zugewiesen wurde, von dem es hieß, dass es bereits von den Sowjets geräumt sei. Jette und eine Szenenbildnerin fuhren zur Besichtigung hin ... und verschwanden. Erst am nächsten Tag tauchten sie wieder auf. Ein russischer Militärjeep war plötzlich aus dem Wald gekommen und man hatte sie verhaftet. Sie durften eine Nacht in der Gefängniszelle einer russischen Kaserne verbringen.

Highlights waren Besuche in „Markgrafenöde“ und Bautzen. In Markgrafenheide bei Warnemünde war der Campingplatz für DDR-Fernsehmitarbeiter. Daneben standen die Gebäude der GST leer. Der Gesellschaft für Sport und Technik, bei der die vormilitärische Ausbildung der DDR-Schüler stattfand. Der Fernsehcampingplatz bestand aus fest installierten Wohnwagen mit einem Vorzelt. Oben drüber prangten nicht nur Schilder des Fernsehens, sondern auch verschiedener volkseigener Betriebe. Dazwischen zogen Wildschweine von

Wagen zu Wagen um sich füttern zu lassen. Auch einen kleinen Laden gab es noch und ein Wellblechkino. Das Überlassen eines ausrangierten Windsurf-Boards verhalf uns zu einem kostenlosen Urlaub. Wir waren öfter dort und langsam veränderte sich alles. Statt des geräuschreichen Blecheimers im Wohnwagenvorzelt blieben die Klos über Nacht offen, die Roten Schilder mit den VEB-Namen verschwanden, die DDR-Fahnen mit Loch wurden weniger und die Reichskriegsflaggen mehr, Autos, die weiterhin auf dem Acker parkten, statt auf dem teuren neuen Parkplatz, gerieten in Brand. Nach einem Sturm der drei Bäume umwarf, gab es plötzlich eine Baugenehmigung für den Bau von Ferienhäusern auf dem halben Campingplatzgelände, und am Strand, wo früher Nacktbader und Familien zwanglos vermischt waren, entstand nach Protesten erster westdeutscher Bade Gäste eine FKK-Zone. Die Verwestlichung war nicht mehr aufzuhalten. Und zwar die mit den spitzen Ellbogen. Überall wurden Jobs abgebaut, da musste jeder sehen wo er blieb. Nicht nur an der Ostsee. Überall in den neuen Bundesländern. Was dabei legal war, darüber wachte niemand. Von schlechtem Gewissen war nichts zu bemerken. Fragte man, waren die Wessis schuld. Der Kapitalismus hatte sie überfallen. War ein Kollegenpaar von Jette, das völlig offen und anstrengend nur ein Thema kannte, nämlich seine Impotenz, nicht gerade in Markgrafenöde oder begleitete uns sogar von dort nach Kopenhagen, so waren die Urlaube dort recht entspannend. Schlimmer wurde es, wenn es zu Jettes Familie nach Bautzen ging. Jettes Mutter war – wie konnte es anders sein – dem Alkohol verfallen. Sie war mal Schwimmtrainerin gewesen und hatte die eigene Tochter für den Olympia-Schwimmkader mit allen erdenklichen Dopingmitteln vollgestopft. Mit bleibenden Schäden. Umsonst, denn die DDR nahm wegen politischer Spannungen nicht an der Olympiade teil.

Bautzen war, und ist wahrscheinlich noch, eine hübsche, romantische alte Stadt und wir lernten einige sehr nette Ex-Oppositionelle kennen. Maler und Musiker. Heute ist Bautzen eine Nazihochburg. Die Tendenz zeichnete sich auch damals schon bei Teilen von Jettes Familie ab. Vor allem bei ihrer Mutter. Ein Bruder war noch der vernünftigste der Familie. Er war als Mig 29-Techniker von der Bundeswehr mit den Migs der DDR übernommen worden und meist auf einem Na-

tostützpunkt auf Sizilien, wo die Amerikaner einen Heidenspaß dabei hatten, mit einem gelb-schwarz-karierten Trabbi als Follow-me-Car herumzukurven. Das Bautzener Prekariat wohnte DDR-typisch mit Ofenheizung, Plumpsklo in einer Kammer auf halber Treppe, mit einem winzigen elektrischen Frostwächter, und wenn es in der Wohnung kalt wurde – richtig kalt – dann wurde Heizmaterial gespart und es gab es drei Daunendecken übereinander. Dafür stapelten sich auf dem Schlafzimmerschrank Klopapierrollen für ein ganzes Menschenleben. Die Grenze hätte ja plötzlich wieder zugehen können und was dann? Der Lebensgefährte der ziemlich gewichtigen Mutter ließ sich ankeifen und herumschubsen, trank still seine Bierchen und sank dann zeitig ins Bett. Die Mutter dagegen saß mit der Schnapsflasche in der Hand und dem fünfjährigen Enkel neben sich bis in den frühen Morgen vor dem Fernsehen und schaute Wrestling. Der Enkel, dem ständig die Augen zufielen, wurde beharrlich aufgefordert ihre Favoriten mit anzufeuern. Diese Erziehung führte zielstrebig dazu, dass der Kleine später der berüchtigtste Drogendealer von Bautzen wurde, der, als er einmal nicht im Knast saß, aus einem Fenster fiel, oder gefallen wurde – genau weiß das keiner – was sein Leben beendete. Über den Rest der schrecklich netten Familie breite ich besser den Mantel des Schweigens.

Inzwischen hatten viele der alten Grünauer Clique Einblick in ihre Stasiakten genommen. Man war sich immer darüber im Klaren gewesen, dass es unter so vielen Freunden im künstlerischen und intellektuellen Bereich, mit Westkontakten und sogar einem Bekannten von Stephan Heym, Stasispitzel geben musste. Man hatte es aber wohl mit einem gewissen Fatalismus hingenommen und niemand direkt verdächtigt. So brachte die Akteneinsicht den Betroffenen dann doch einige Überraschungen. Ein Pilot, der sich über seine absteigende Karriere gewundert hatte, erfuhr, dass seine Frau, von der er sich nur wegen eines gemeinsamen behinderten Kindes nicht getrennt hatte, jahrelang fleißig Berichte über ihn schrieb. Und der Spitzel in unserer Runde war der Gastgeber. Der, der auch bei Stephan Heym aus und ein ging. Wie bekommt man jemand dazu? Der Fall ist wohl exemplarisch zu sehen. Unser Gastgeber war betrunken an einem Grenzübergang aufgetaucht und hatte von den Grenzern verlangt, dass man

ihn in den Westen lassen sollte. Er wurde verhaftet und man stellte ihn vor die Wahl zwischen Gefängnis und Spitzeltätigkeit. Er entschied sich für das Zweite und möglichst zurückhaltende Berichte, was er dann wohl nach Aktenlage auch tat. Jedenfalls stellten einige fest, dass er weit Schlimmeres über sie hätte berichten können. Wir selbst verzichteten darauf zu überprüfen, was über uns dokumentiert wurde. Bei mir dürfte das auch nicht mehr der Fall gewesen sein. Trotzdem besuchten wir die Stasizentrale in der Normannenstraße. Ich allein später auch mal Wandlitz, als ein Freund von mir dort zur Reha war. Mit Westaugen gesehen hatte beides, von dem ausgestellten Spionage-Instrumentarium abgesehen, wenig Furchteinflößendes. Der spröde Charme des für die DDR luxuriösen 60er-Jahre Interieurs von Mielkes Räumen wirkte eher mitleiderregend.

Jettes Festanstellung ging verloren, als aus dem DFF der ORB wurde, der Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg. Ab da waren ihre Beschäftigungen temporär. Mal beim ORB in Potsdam, mal beim WDR in Münster, mal beim NDR in Hamburg. Ich war oft sie in Münster und Hamburg besuchen. Auch die Hochwasserberichterstattung aus Frankfurt/Oder war ein Erlebnis, aber Jette war nur noch selten in Berlin. Ich hatte unterdessen eine Beschäftigung bei einem großen Ingenieurbüro für Tragwerksplanung in Ostberlin gefunden. Hier konnte ich meine Leidenschaft für 3D-Visualisierung austoben. Mein Job war es, Fotos vor Ort zu machen, wo eine neue Brücke oder ein neuer Bahnhof gebaut werden sollte. Dann bekam ich die Daten aus dem CAD-Programm der Ingenieure, setzte diese in die 3D-Simulation um, die mit angepassten Licht- und Perspektiveinstellungen fotorealistic gerendert wurde und passte diese dann schließlich in Photoshop in die reale Umgebung ein. Gleichzeitig fuhr ich wieder öfter nach Zehlendorf und spielte mit alten Freunden im Club Billard. Bei einer dieser Touren südlich um Berlin herum machte ich bei einem Markt halt. Dort befiel mich plötzlich ein Druck auf der Brust und ein rasender Puls, verbunden mit einer gewissen Panik. Das Ganze war nach ca. 20 Minuten vorbei. Ich konnte es nicht einordnen und hoffte einfach, dass es eine einmalige Episode sei und nicht wiederkehren würde. Den Gefallen tat es mir aber leider nicht. Ein paar Monate später erwischte es mich bei der Arbeit. Ein Kollege brachte mich ins

Krankenhaus, wo man mir erklärte, dass ich Vorhofflimmern hätte. Mit einem Puls von fast 200. Deshalb müsse ich dort bleiben. Auch das war leider nicht die letzte Episode. Die Rhythmusstörungen kamen zunehmend länger und dichter. Aber wenigstens endeten sie da noch von alleine. Als es anfang länger als ein paar Stunden anzuhalten, musste ich jedes Mal ins Krankenhaus um Heparinspritzen und Rhythmusmedikamente zu bekommen. Da ich bei der Arbeit an zwei Bildschirmen parallel arbeitete und Rhythmusstörungen häufig auch eine psychosomatische Komponente haben, vermutete ich arbeitsplatzbedingten Stress und kündigte. Der sehr verständnisvolle Chef versuchte mich zu überreden zu bleiben und als ihm das nicht gelang, schanzte er mir in der Folge immer wieder freie Aufträge der Berliner Verkehrsbetriebe zu, die einen großen Anteil an den Aufträgen des Ingenieurbüros hatten. Zusätzlich verhalf mir Jette zu einer freien Mitarbeit als Grafiker bei einem privaten Fernsehsender unter dem Ostberliner Fernsehturm, für den sie selbst inzwischen auch arbeitete.

Als ich den Sender das erste Mal betrat, wurde ich mit „Hallo Süßer, zu wem möchtest du denn?“ begrüßt. Meine Überraschung wich dem Verstehen, als ich bald feststellte, dass geschätzt zweidrittel bis dreiviertel der Beschäftigten schwul war. Was ein spannender Kontrast zu dem schon bräunlich weit rechtsaußen stehenden Chef war. Ich konnte mir trotzdem keine bessere Arbeitsatmosphäre vorstellen. Kein Testosteron, keine Hahnenkämpfe, jeder wurde so akzeptiert wie er war. Und die Grafik, die ich zusammen mit zwei Frauen machte, arbeitete fröhlich gegen die rechte Gesinnung des Chefs und in der Politik an. Wenn wir Nachrichtenhintergründe erstellten, für den politischen Teil, schickten wir 2 Minuten vor Sendung Bilder von rechten Politikern ins System, die die hässlichsten waren, die wir im Archiv finden konnten. Da wir ansonsten gute Arbeit geleistet haben, lag es wohl eher an einer Umstrukturierung durch die Geschäftsleitung in Bayern, dass eines Tages die Grafik nach Ungarn outgesourced wurde.

Aber auch beim TVB setzten mir meine Vorhofflimmerepisoden sehr zu. Zumal sie häufiger nicht mehr von alleine endeten und mit einer Elektrokardioversion beendet werden mussten. Einem Stromstoß un-

ter Kurznarkose mit dem Defibrillator, der das Herz wieder in den Sinusrhythmus versetzt. Jedes Mal Krankenhaus und jedes Mal vier bis sechs Stunden Nüchternsein. Man führt dann ein sehr eingeschränktes Leben. Inzwischen wurde in den USA und in Europa an einer neuen Therapie experimentiert. Bei der Katheterablation werden von der Beinvene in der Leiste Katheter bis ins Herz vorgeschoben, man versucht den Ursprungsort der Störungen zu lokalisieren und zerstört dann mit Kälte oder Hitze umliegende Nervenbahnen in der Vorhofwand um die Störquelle zu isolieren. Zunächst wurde das nur im rechten Vorhof gemacht, später punktierte man auch die Vorhofscheidewand und wagte die Prozedur im linken Vorhof. Noch später kristallisierte sich heraus, dass die Störquelle meist in der Einmündung der Pulmonalvene lag. Das ganze war kein ungefährliches Unternehmen, da direkt am Vorhof vorbei die Speiseröhre verläuft und man in einigen Fällen zur Speiseröhre durchbrutzelte, was wohl in so gut wie allen Fällen letal endete. Heute werden Thermofühler in die Speiseröhre geschoben und das Risiko ist deutlich geringer. Damals war man noch weit entfernt davon und die ersten beiden Eingriffe im Berliner Herzzentrum bei mir, dauerten 4 bis 5 Stunden und fanden, im Gegensatz zu heute, ohne Vollnarkose statt. Das erste Mal stellte man fest, das ein passender Katheter fehlte und das zweite Mal war erfolglos. Keiner sollte das ohne Narkose probieren, der kein Masochist ist. Den Puls durch eingespritzte, heiß durch die Extremitäten fließende Substanzen auf über 200 hochgetrieben zu bekommen, oder mit internen Stromstößen gestoppt und wieder mobilisiert zu bekommen und das ganze auf dem EKG-Schirm verfolgen zu können, kurzzeitig auch als Flatline, ist kein Spaß. Ich wünschte mir mehr als einmal lieber zu sterben. Ein alter Haudegen im Zimmerbett neben mir machte mir Mut. Er hatte von seinem Helden Professor Hetzer schon den siebenten Bypass gelegt bekommen.

## **Wieder in alten Gefilden**

Inzwischen war mir beim gemeinsamen Billardspielen die Schwester eines alten Freundes ans Herz gewachsen, der nicht im Dorf wohnte, aber früher schon häufiger Gast dort war. Irgendwann beschloss ich

reinen Tisch zu machen, brach meine Zelte in Hellersdorf ab und zog zu ihr und ihrem Bruder in das Haus ihrer gerade verstorbenen Eltern in Zehlendorf mit ein. Es steht in der Dreilindenstraße. Eine Straßenecke weiter in der Waltharistaße wohnte Klaus Graf Schenk von Stauffenberg. Als dort 2003 oder 2004 Szenen für den Stauffenbergfilm mit Sebastian Koch, Ulrich Tukur und Hardy Krüger Junior gedreht wurden, stand ich einige Abende als Zuschauer am nächtlichen Set. Wenn man schon beim Fernsehen gearbeitet hat, hat man schon eine gewisse Distanz zum darstellerischen Geschehen. Wenn man neben Leuchtballons, Kameraschienen und einem großen Team steht, noch mehr. Trotzdem bekam ich eine Gänsehaut, als in meinem vertrauten Zehlendorf Wehrmachts- und SS-Offiziere rauchend neben mir am Gartenzaun lehnten, dort wo sie sich 60 Jahre zuvor möglicherweise genauso an den Gartenzaun lehnten. Völlig egal, ob da ein Koch oder ein Tukur in der Uniform steckte. Und als ein LKW mit SS-Leuten vor einer Villa vorfuhr, die Soldaten unter laut gebrüllten Befehlen vom Wagen sprangen und in einen Garten stürmten, vermeinte ich wirklich ein wenig vom Terror dieser Zeit zu spüren.

Einige Zeit später erstand ich mit Hilfe eines Vorgriffs auf mein Erbe eine zum Wohnhaus ausgebaute Laube in Teltow, das in Brandenburg direkt südlich an Zehlendorf angrenzt. Nachdem ich eine Wand herausgerissen und eine größere Glasfront mit kleiner Terrasse ein- und angebaut hatte, wurde es ein recht gemütliches Zuhause, mit einer kleinen Waschküche, Werkstatt und Garage in einem separaten Bau.

Wieder ein Sprung in die Anamnese: Ich hatte inzwischen in Zehlendorf einen neuen Kardiologen gefunden. In Praxisgemeinschaft mit einem erfrischenden Kollegen, der mich, als ich verkabelt auf dem Ergometer strampelte, unvermittelt fragte, ob Police ok wäre. Als ich zustimmte, schob er einen USB-Stick in den gleichen Rechner, der meine Ergometriedaten erfasste und drehte gelassen die Lautstärke bis fast zum Anschlag auf. Der Kardiologe war selbst Rhythmuspatient und riet mir zu einer erneuten Ablation bei Professor Kuck in Hamburg, der damals als Koryphäe auf dem Gebiet der Katheterablation in Deutschland galt. Da ich den weiten Weg danach zurückscheute, entschied ich mich aber für das Virchow-Klinikum in Berlin. Ein großer Fehler wie sich sehr bald herausstellte. Um es kurz zu ma-

chen - ich hoffe ich drücke mich nicht zu medizinisch aus: Beim ersten Eingriff war die erste linksatriale Ablation vereinbart. Als ich aufwachte, bekam ich zu hören, dass man es nur im rechten Vorhof versucht hätte und weiterhin auf Medikamente setze. Das nächste Mal wachte ich mit Dauerflimmern auf, das nicht mehr von alleine wich. Beim dritten Mal stürzte der Rechner während des Eingriffs ab. Beim vierten Mal erwachte ich und sah nichts mehr auf der unteren Hälfte des rechten Auges. Als ich ein Lysemittel zur Auflösung des Augenfarkts bekam beschlich mich ein ungutes Gefühl als ich auf die Infusionsflasche schaute. Mögliche Nebenwirkung: paroxysmales Vorhofflimmern. Nach 20 Minuten hatte es mich wieder. Nach einem weiteren Monat folgte die Krönung! In der Elektrophysiologie des Virchows war ich eingeschlafen, auf der Intensivstation des Herzzentrums wachte ich völlig benommen unter Morphinen auf. Aus meiner Brust kamen Schläuche, aus meiner Nase kamen Schläuche und aus meinem Hals kamen Schläuche. Um mich herum tanzt der Todesreigen eines mexikanischen Festumzugs des Dios de los Muertos. Nur langsam verwandelten sich die bunten Lampions in piepsende und blinkende Überwachungsmonitore. Und nur langsam drang in mein Bewusstsein, was mir Schwestern, Ärzte und mein Bruder erzählten. Man hatte meinen Vorhof punktiert, also durchstoßen, was zu einer Einblutung in den Herzbeutel führte, die man nicht mehr stoppen konnte. Ich war im Notarztwagen, mit mehreren Ärzten an Bord, zur Not-OP ins Herzzentrum überführt worden, wobei ich angeblich zeitweise sehr kritische Sauerstoffsättigungswerte und mehr Blut im Herzbeutel gehabt haben soll, als im Herzen. Im Herzzentrum war mir der Brustkorb geöffnet worden, um am Herzen operieren zu können. Die Genesung war eine Qual. Ein dreiviertel Jahr Schmerzen in der Brust. Die ersten Wochen nur auf dem Rücken schlafen. Und keinesfalls husten. Man glaubt nicht, wie einen der Hustenreiz foltern kann wenn man nicht husten darf. Manchmal ließ es sich nicht vermeiden und ich musste kräftig ein Kissen oder etwas ähnliches dabei auf die Brust pressen. Weil das ständige Schlafen auf den Rücken nicht gelingen wollte, lief ich nächtens schlaflos umher und weil ich mir viel zu viel codeinhaltigen Hustensaft geben ließ, saß ich auf dem Klo und die Fliesenmuster an der Wand fingen an sich wellenförmig zu bewegen. Zu meiner Freude hatte ich auch noch einen Imam in meinem Zimmer, der beim ersten Morgenlicht seinen Gebetsteppich



im Bad ausrollte um niemand zu stören, und dann dort anfang zu beten. Das erste Gebet von vielen am Tag. Es folgte eine Reha, bei der ich sehr demütig wurde. Andere frisch Herzoperierte mussten wegen ihrer Immunsuppressiva ständig mit Maske herumlaufen und wieder andere, die auf eine Herztransplantation warteten, zogen ihr laut mechanisch pumpendes Kunstherz auf einem Wägelchen hinter sich her. Wenn kein Sport auf dem Programm stand, dann waren es Gesundheitsseminare. Da die meisten Herzpatienten Probleme mit Diabetes, Übergewicht und hohen Cholesterin-Werten haben, drohte überall Fett und Zucker. Selbst in jeder Birne und Banane. Irgendwann hatte ich genug davon und verließ trotzig den Vortrag. Ich ging zu einem Burgerking in der Nähe, gönnte mir einen Royal TS statt der täglichen ungesalzenen Gemüsesüppchen, und kam mit einer Pappkrone von Burgerking auf dem Kopf zurück in das Seminar. Das Gelächter war groß, die Dozentin sah eher zerknirscht aus und erklärte es zum abschreckenden Beispiel.

Womit ich mich selbst antrieb, schnell wieder zu genesen, darf ich fast nicht laut sagen: Golf! Werner, ein eher stiller und bescheidener Mitbewohner in seiner Studentenbude in unserem Haus von Anfang an, der recht verhalten Jura studierte, war von der Familie Dallmayr aus seiner Erbberechtigung herausgekauft worden. Mit ihm, seiner Freundin Geli und Raimond hatte ich seit einiger Zeit angefangen die neu entstehenden Golfplätze rund um Berlin zu erkunden. Ohne Platzreifeprüfung mussten wir allerdings mit Kurzplätzen und der Driving Range Vorlieb nehmen. So war mein Ziel die Platzreife zu erlangen um Mitglied der „Vereinsfreien Golfer“ werden zu können. Der Widerspruch bedeutete, dass man für gut hundert Euro einem virtuellen Verein beitrug, dessen Ausweis es einem ermöglichte auf den meisten deutschen Vereinsplätzen als Gast spielen zu können. Diese Platzreife hatte ich mir zum Ziel gesetzt und die erkämpfte ich mir nach einigen Monaten, trotz aller gesundheitlichen Einschränkungen, mit einer Prüfung, bei weit über 30 Grad, bei denen man die ganze Zeit in der prallen Sonne unterwegs war.

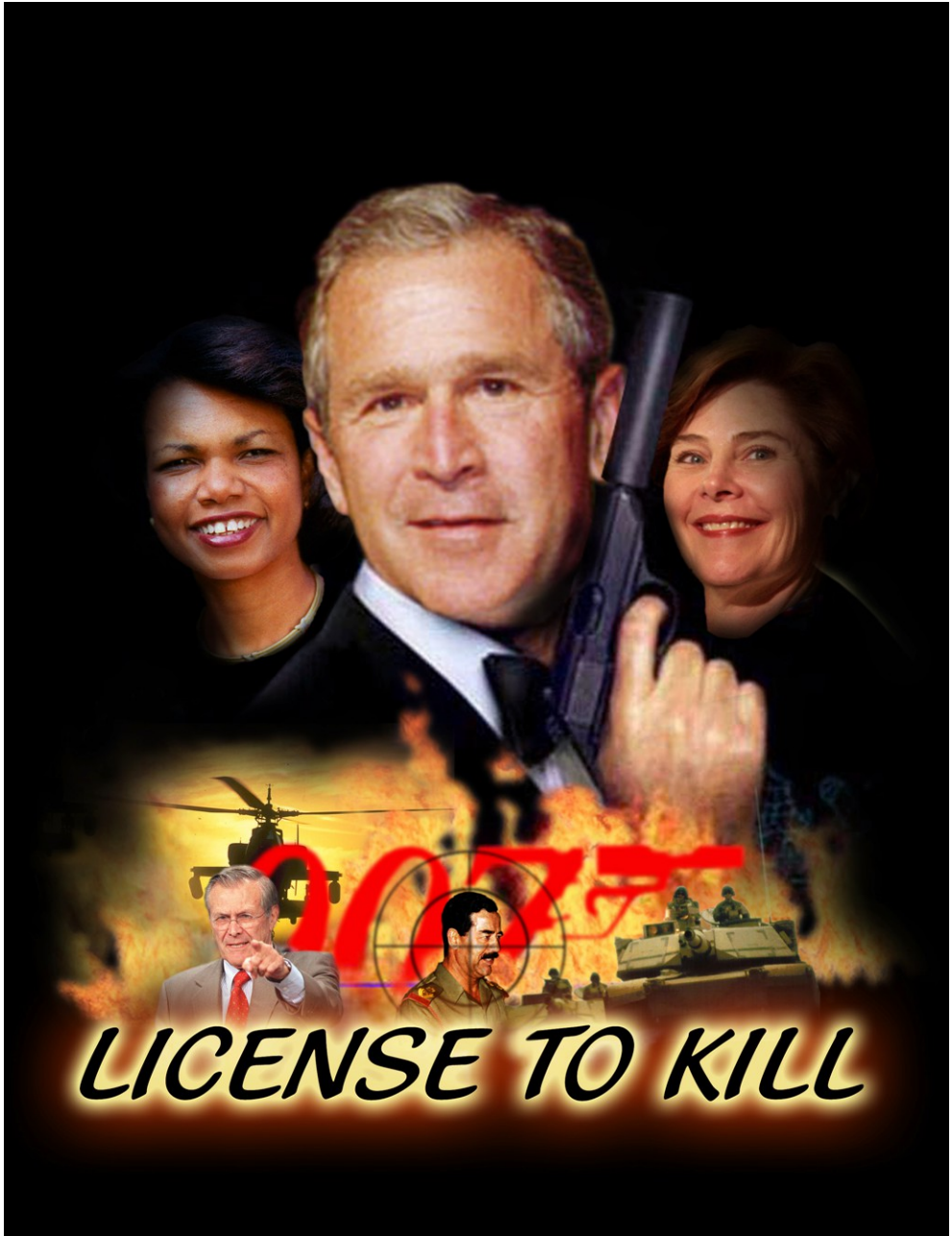
An dieser Stelle sollte ich die Geschichte meiner Freundin Jette zu Ende bringen, so schmerzhaft sie auch ist. Und auch nicht frei von Schuldgefühlen. Ich war froh, dem trostlosen Leben in Hellersdorf mit einer Alkoholikerin entkommen zu sein. Trotzdem hätte ich mehr



tun können und müssen. Sie hatte sich irgendwo eine Hepatitis-C-Infektion zugezogen. Eine Erkrankung, die in Kombination mit Alkoholkonsum schwer zu therapieren ist. Ich besuchte sie ab und zu, aber von Zehlendorf nach Hellersdorf ist es ein weiter Ritt. Ihrer Leber gefiel diese Kombination gar nicht, auch wenn sie behauptete, sie hätte endlich die Finger von den Flaschen gelassen, die ich ihr früher einmal alle ausgekippt hatte, woraufhin ich sie festhalten musste, weil sie deshalb aus dem Fenster springen wollte. Einmal als ich sie besuchte, sah das Bad aus, als sei ein Schwein darin geschlachtet worden. Die Wände waren voller Blut. Sie hatte eine Ösophagus-Varizen-Blutung bekommen, die entsteht, wenn Gefäße um die Speiseröhre platzen, weil die Gefäße in der Leber verengt sind. Eine häufige Todesursache bei Alkoholikern. Sie hatte Glück und kam schnell genug in ein Krankenhaus. Irgendwann folgte Unterleibskrebs, der sich schließlich trotz OP auf dem Darm ausdehnte. Sie riet mir meine Ölbilder mitzunehmen, damit sie nicht ihren gierigen Geschwistern in die Hände fielen. Ich kannte ihre Geschwister, aber ich sagte nein, weil ich ihre Überzeugung eines nahen Todes nicht bestätigen wollte. Bei Telefonaten beschwichtigte sie mich dann selbst wieder. Als ich schließlich zwei Monate nichts mehr von ihr gehört hatte, rief ich ihre Geschwister in Bautzen an wie es ihr geht. Sie teilten mir mit, dass sie vor einem Monat allein in ihrer Wohnung gestorben war. Mich darüber zu informieren hielt man nicht für nötig. Die Seebestattung war einige Tage später angesetzt und als ich mit dem Bestattungsunternehmen eine Verschiebung arrangiert hatte, damit ein paar Berliner Freunde teilnehmen könnten, wurde diese nach einer Intervention der Geschwister in Bautzen abgesagt. Ihr Urne wurde preiswert ohne jegliche Begleitung vor Warnemünde versenkt.

Etwas verband mich noch mehr mit meinem alten Dorf als das Billardspielen. Im Jahr 2001 sollte das Dorf trotz Denkmalschutz vom Senat bis auf 5 Häuser abgerissen werden. Die letzten noch nicht entmieteten Studenten formierten sich zum Protest. Altbewohner wurden gebeten ihn zu unterstützen und der Architekt Professor Hardt-Waltherr Hämer, der sich als Vater der behutsamen Stadterneuerung in Kreuzberg einen Namen gemacht hatte, legte das Gewicht seines Rufes in die Waagschale und sich mit dem Senat an. So

entwickelten wir gerade Genossenschaftmodelle für ein zu erhaltenes Dorf und ich arbeitete an einer Broschüre, als wir uns am 11.9. 2001 im SV-Büro des Dorfes treffen wollten. Auf dem Weg dorthin hatte ein Freund am Telefon schon etwas kryptisch gesagt: „Pass auf, dass dir kein Flugzeug auf den Kopf fällt.“ Als ich im Büro ankam, starrten alle fassungslos auf einem Fernseher auf den brennenden ersten Turm des World Trade Centers. Ich kam gerade rechtzeitig um das zweite Flugzeug in den zweiten Turm rasen zu sehen. Allen wurde klar, dass das kein Unfall war. Prophetisch sagte Walter: „Das wird die Welt verändern!“ Er ahnte wahrscheinlich selbst nicht, wie recht er damit behalten sollte. Wie Bush darauf reagierte, nachdem er sein kopfüber gehaltenes Vorlesebuch aus der Hand gelegt hatte, ist bekannt. 2003 zeichnete sich ab, dass er einen Krieg gegen den Irak plante. Als der Kongress diesem Krieg zustimmte, gestaltete ich eine Grafik im Stil eines James-Bond-Plakats mit Bush als James Bond: „License to kill“. Die Proteste vor der US-Botschaft wuchsen an. Mit einem wasserbefüllbaren Sonnenschirmständer stellte ich davor ein den früheren Zonengrenzschildern ähnelndes Schild auf: „You are leaving the civilised sector.“ CNN interviewte Protestler. So gelangten auch mein Poster und ich ins US-Fernsehen. Man konnte in den USA T-Shirts kaufen mit meinem „License to kill“ darauf und ein Amerikaner sammelte Grafiken für einen Bildband über den Protest. Drei meiner Grafiken fanden in seinem Buch Platz. Dazu gehörte auch ein Plakat, dessen Grundlage ich (mit ihrem Einverständnis) einem schwulen Paar bei den Demos geklaut hatte. Sie hielten sich darauf gegenseitig am Schwanz und darüber stand „Make Love, not War“. Ich hatte ihre Köpfe durch die von Bush und Saddam Hussein ersetzt. Der Spiegel berichtete über das Buch mit meiner Grafik über dem Artikel. Und so standen eines Tages zwei Spiegeljournalisten in meinem abgelegenen Vorgärtchen in Teltow und hielten mir ein Mikrophon unter die Nase. Ich hatte zum Schluss nicht den Eindruck besonders Geistreiches gesagt zu haben, aber man versicherte mir augenscheinlich erfreut, es bestimmt zu veröffentlichen. Wenige Tage später marschierten die US-Truppen in Bagdad ein und der kleine Grafiker aus Teltow war natürlich völlig unwichtig geworden. So ist das mit dem kleinen Stückchen Weltruhm. Manchmal hält er nicht einmal eine Woche an.



Die Veterinärin Frau Dr. Susanne, meine Zehlendorfer Freundin, wollte nicht zu mir in die ausgebaute Laube ziehen. Und auf dem leerstehenden Nachbargrundstück, von dem aus mir manchmal Rehe oder Fasane einen Besuch abstatteten, war ein Bau geplant, der meine Terrasse völlig abgeschattet hätte. Also, besser schnell verkaufen! Wir legten zusammen, um ein Haus zu bauen. Eigentlich natürlich bauen zu lassen, von einer Fertighausfirma, die aber großzügige Modifikationen zuließ. Eigenleistung war das Grundstück vorzubereiten, das seit Jahrzehnten unbewohnt war. Völlig zugewachsen mit einer alten Laube in der Mitte. Ich hatte schon vorher meinem Bruder, der auch in Teltow gebaut hatte, geholfen sein Grundstück zu roden, eine Laube abzureißen und die Baugrube für den Keller mit einem Mietradlader auszuheben. Als ihr erstes Enkelkind gerade das Richtfest dieses Hauses erlebte, erlag meine Mutter ihrem jahrelangen Krebsleiden. Nachdem von meiner Seite nichts dergleichen mehr zu erwarten war, freute sie sich noch miterleben zu können, dass wenigstens mein Bruder die Familie weiterführte. Das Roden war jedenfalls eingespielte Arbeit. Ein Problem war nur die Baumschutzverordnung. Vieles von dem was dort über Jahre unkontrolliert gewachsen war, lag vom Stammumfang her gerade über dem Maß, was man noch ohne Ersatzpflanzung hätte fällen können. Bei aller Liebe zur Natur, einen Urwald wollten wir nicht im Garten haben. So verschwand vieles unbemerkt, bevor wir einen restlichen, vertretbaren Bestand meldeten, der uns zu nur drei Ersatzbäumen zwang. Schließlich wurde das Fundament gegossen und die Kellerwände gestellt. Zwei dünne Betonplatten, durch die Stahlbewehrung verbunden, die nach dem Stellen ausgegossen werden sollten. Was nicht ganz gelang. Halb voll flüssigem Beton platze eine der Wände nach außen weg, die Baugrube lief voll Beton und eine Nachtschicht begann, um ihn dort herauszuholen bevor er abbindet. Der Rest lief erstaunlich reibungslos, nur mit unserem Wunsch nach einer Wärmerückgewinnungsanlage schienen die Gewerke etwas überfordert zu sein. Zweimal musste ein neues Treppengeländer zusammengeschweißt werden, weil der höhere Bodenaufbau für die Schächte der Wärmerückgewinnung nicht korrekt berücksichtigt worden war. Aber bald stand ein schönes quadratisches, orangefarbenes Häuschen mit schwarzem Dach da, mit 150 qm, Keller, Carport, großer Terrasse und Füchsen die zum Fenster hereinschauten, Eichhörnchen, die an der Fassade herumliefen und



Staren, die uns alle Kirschen wegfraßen. Wenn die Straßenbäume Birnen trugen, kamen die Berliner und kletterten mit Leitern in unseren Straßenbäumen herum oder bearbeiteten sie mit Obstpflückern. An Geburtstagen füllte sich die Terrasse mit allen unseren Freunden.

## **Social Media, die Wiederentdeckung der Kunst und ein verhängnisvolles Intermezzo**

2000 hatten wir unser Abiturjubiläum gefeiert. Eine Alte Freundin aus einem Kunst Leistungskurs lobte meine damaligen Bilder und fand es sehr bedauerlich, dass ich nicht mehr malte. Warum ich es denn nicht noch einmal probieren würde? Sie bohrte an der richtigen Stelle. Meine Pumpe hatte mir gezeigt, dass das Leben endlich ist. Und die digitale Grafik war mir irgendwie zu steril geworden. Ich selbst wollte mehr Haptik, kleckernde Farben, Pinsel und Leinwände. Warum nicht doch noch den Sprung in die freie Kunst wagen!? Ich wusste allerdings, dass ich eine starke Neigung dazu hatte mich immer mehr in realistischen Details festzubeißen. Also verbot ich mir den Pinsel und zwang mich nur mit Japanspachteln und Palettmessern zu arbeiten. Die Ergebnisse konnten sich sehen lassen und bald wagte ich es im Rathaus von Teltow anzufragen, ob ich dort ausstellen könne. Also gab es bald meine erste Vernissage. Onkel Gerd machte mit seiner Band Musik, Freunde und Familie gaben einen feierlichen Rahmen und Birgit, die Schulfreundin, die ihren Mann durch die Mafia verloren hatte und die mich wieder zum Malen angestiftet hatte, hielt eine nette Laudatio. Ein kiffender Clown hing direkt neben dem Büro des Ordnungsamtes. Als es mehr Bilder wurden folgte eine Ausstellung in einer Galerie, deren Galerist als einziger neben dem Kameramann des Lokalsenders durchschaute, dass ich mich über den ganzen Kunstbetrieb lustig machte, als ich ein paar batteriebetriebene Selbstwende-Spielzeugautos mit Buntstiften am Heck Bilder malen ließ. Die Besucher der Vernissage standen ehrfurchtsvoll davor. Lyonell Feiniger war ein Maler, den mein Vater verehrte. Mehrere Bilder von ihm hingen früher bei uns zuhause. Und es gibt mehrere Zeichnung der Teltower Kirche von ihm, an denen man den Fortschritt seiner Abstraktion ablesen kann. Das gab den Anstoß, dass



diese Kirche auch für mich zu einem mehrfach gemalten Motiv wurde. Teltow ist auch die Stadt, in der ein großer Teil, wenn nicht sogar alle Betonelemente der Berliner Mauer produziert wurden. Und da noch ein Haufen von ihnen in Teltow herumstand, wurde anlässlich eines Stadtfestes ein Wettbewerb ausgeschrieben, wer ein Mauerelement am schönsten oder interessantesten gestaltet. Mein Mauerelement zeigte die durchbrochene Mauer, hinter der Menschen in ein Arbeitsamt strömten. Über die Mauerkrone hinweg winkte Helmut Kohl neben einem Mercedesstern mit einem Bündel Bananen, „Sudelede“ kam mit einer Alditüte aus dem Westen zurück, Mielke hatte an die Mauer „ich liebe euch doch alle“ gepinselt und Krenz wedelte mit einer Kalaschnikow in der Hand mit einem DDR-Fähnchen mit Loch. Zwischen Auftritten meiner DDR-Liebblingsband Silly – Tamara Danz war gestorben, aber Anna Loos war ein mehr als vollwertiger Ersatz – wurde auf der Bühne des Stadtfestes der Sieger verkündet, der auch mit einem großen Artikel mit Foto in der BZ gewürdigt wurde. Den ersten Preis, die gewonnene Segelrundfahrt auf den Potsdamer Seen habe ich nie in Anspruch genommen. Während weitere Ausstellungen folgten, die irgendwann in einer Teilnahme an der Zehlendorfer Kunstwoche gipfelten, bei der das Programmheft von einem meiner Bilder geziert wurde und ein 5 Meter hohes Banner mit einem meiner Bilder in der Eingangshalle des Rathauses hing, wurde ich online in einem deutsch-österreichischen Kunstforum aktiv. Nichts für Künstler mit schwachem Selbstbewusstsein. Der Admin und ein paar Freunde machten sich über alle Anfänger und Dilettanten lustig. Was meinen Gerechtigkeitsnerv kitzelte. Ich machte sie selbst lächerlich, nahm Schwache in Schutz und stiftete bald eine kleine digitale Revolution an. Bald flogen mir daraufhin einige Damenherzen zu. Und die Eifersucht von Susanne wuchs auf die viele Zeit, die ich im Netz verbrachte. Die Stimmung zuhause verschlechterte sich drastisch. Und dann kam was kommen musste, so sicher wie fast jeder Mann in den 50ern den Kopf verliert, wenn ihn eine 20-jährige bewundert, bestätigt und schließlich Liebesschwüre folgen. Erst recht, wenn all das zuhause fehlt. Ich kann und will keine Fehler beschönigen. Auch wenn man eine Biographie mit dem Anspruch schreibt, ein wenig die Zeitgeistchronik zu bereichern, sollte Ehrlichkeit das Gebot sein. In Stichworten: Ich gestand, dass mich eine andere Künstlerin in München interessiert. Wie alt? Du spinnst! Das meinst du nicht ernst, so

einen Internetschleiß! - Ich habe die Flugtickets schon in der Tasche. Ich fliege übermorgen. - Ich dachte du hast Flugangst! Irgendetwas flog mir unter Tränen an den Kopf. Ich flog trotzdem. Ich glaube, in dem Alter will man wissen, ob man keine Option ausgelassen hat. Es war nett in München, aber schon als ich wieder in Berlin zurück war, wurde der Ton kühler. Trotzdem wurde ich in Teltow vor die Tür gesetzt. Auch das Verhältnis in München kühlte weiter ab. Es wurde mir klar, was für eine Schweinerei und Dummheit ich begangen hatte, auch wenn vorher schon vieles nicht mehr richtig gestimmt hatte. Aber in Teltow schien nichts mehr zu heilen zu sein. Erst als ich nach ein paar Monaten doch noch einmal mit Susanne zu irgendeiner Veranstaltung ging, bemerkte ich einen prüfenden Seitenblick, der mich dazu veranlasste ihr zu erklären, dass sie es sich zu lange überlegt hat, mir zu vergeben, und dass es jetzt eine wirklich ernste Beziehung gibt, an der nicht mehr zu rütteln sei. Mit einer Österreicherin. Ich war mir diesmal sicher, auch wenn wir uns noch nie leibhaftig begegnet waren.

Diese Beziehung hatte eigentlich schon lange vorher begonnen, ohne dass es wirklich eine Beziehung war. Sabine hatte in besagtem Forum ein Aquarell ihres Urgroßvaters präsentiert, das mich sehr an meinen Großvater erinnerte. Ich kommentierte es mit „Der liebe Opa guthin!“ Es folgte der erste Gedankenaustausch. Dass der „liebe Opa guthin“ Büchsenmacher bei Werndl war, erfuhr ich erst später. Das nächste Mal war es ein Frauenportrait, dem ich schöne aber traurige Augen bescheinigte. Irgendetwas sagte mit, dass es ein Selbstportrait sein könnte und der Kommentar dann wahrscheinlich zu intim wäre. Trotzdem zuckte mein Finger beim Löschen zurück. So näherten wir uns Bild um Bild an und die Kommentare wurden im Chat zögerlich immer persönlicher. Ohne Echtnamen, ohne Alter, Adresse, oder Bild. Nur Gedanken und Worte, die sich immer mehr umkreisten. Bis sie irgendwann emotionaler wurden und schließlich sogar erotischer. Es wäre vielleicht auflagefördernd, wenn ich jetzt in Details gehe, aber lasst gefälligst eure eigene Fantasie spielen. Nachdem dann doch nach langer Zeit die Anonymität bröckelte und aus Bee und Ben Sabine und Axel wurden, wir uns gegenseitig unseren Background erklärten, zu dem bei Sabine auch eine Beziehung auf

der Kippe und zwei Töchter gehörten, waren wir uns der Verantwortung bewusst, wenn wir ein Kennenlernen arrangieren. Die Planungen gingen in Richtung eines gemeinsamen Malkurses irgendwo in oder bei Prag. Zum Glück kam es anders. Sabines Freundin schlug vor, man könne doch mal gemeinsam mit den Kindern nach Berlin fahren zum Campen. Wir jubelten und ich suchte verzweifelt einen Campingplatz in der Nähe. Der nächste war in Potsdam. Also schlug ich vor Gastzimmer im Studentendorf zu mieten. Deal! Am ersten Abend nach ihrer Ankunft standen Sabine und ich uns gegenüber, schüchtern wie die Schulkinder, und ängstlich, ja nichts falsch zu machen, um nicht zu gefährden, was in unseren Herzen schon feststand. Ich wohnte inzwischen im Haus meines Vater ein paar Ecken weiter. Am nächsten Tag stand ich sehr zur Verwunderung von Sabines Freundin Gerlinde mit einer Terrine vorbereiteter Spinat-Lachs-Lasagne in der Tür. Fertig um sie in den Ofen zu schieben. Gerlinde schaute manchmal etwas irritiert, aber der Bekannte aus dem Kunstforum ging auch bei einer gemeinsamen Dampferfahrt in der Innenstadt durch, und auch, als wir unbedingt zu zweit gemeinsame Bekannte besuchen mussten, wurde kein Verdacht geäußert. Die jüngere Tochter von Sabine schien mich zu mögen, die ältere erschien neutral. Wir hatten ein diebisches Vergnügen bei unserem Schauspiel und der ganze Urlaub ging ohne Verdacht über die Bühne. Für uns beide war alles klar.

Die nächste Begegnung fand einige Monate später statt. Mein Vater hatte eine Ferienwohnung in Bayern und war nach einem Schlaganfall nicht mehr allzugut beieinander. Ich machte mit ihm eine Woche Urlaub in Bayern und erklärte ihm, dass ich ihm gerne eine neue Frau in meinem Leben vorstellen würde. Wir fuhren von Oberaudorf in Bayern nach Steyr. Auch wenn es mir umgekehrt egal gewesen wäre, aber Sabine fand durchaus sein Wohlwollen. Seine Augen strahlten und er fragte mich über sie aus. Wir tranken gemeinsam Kaffee und machten einen Spaziergang durch Steyr, dann ging es zurück nach Bayern. Das nächste Mal flog ich nach Schwechat, wo Sabine mich mit dem Wagen abholte und mir dann ein paar Tage Wien zeigte. Sabine hatte mich mit Wiener Grundbegriffen wie 16er Blech und Eitriger vertraut gemacht und ich wollte gern ein echtes



Heurigenlokal kennenlernen. Deshalb nächtigten wir in Hernals, aßen im Ottakinger Landhaus, besichtigten das Hundertwasserhaus und die Hofburg und tranken Kaffee im Palmengarten.

## **Auf zu Sissi und den Schluchtenscheißern**

Bald folgte ein gemeinsamer Urlaub mit den Mädels in Ebensee, verbunden mit einer Segeltour auf dem Traunsee und noch einmal mit den Mädels in Wien. Später auf einem Hausboot an der Ostsee bei Heiligenhafen. Das ganze Dach war Terrasse und auf der einen Seite hatte man einen Blick über den Jachthafen mit den ein- und auslaufenden Booten, auf der anderen Seite über den Fehmarnsund. Ich hatte inzwischen eine kleine Galerie in Potsdam angemietet um meine Arbeiten vermischt mit denen befreundeter Künstler auszustellen und Sabine hatte geeignete Räume in der Enge gefunden. Im heutigen „Gänseblümchen“. Wir nannten beide Galerien wegen der Doppelbedeutung „Leiwaund“ und besuchten uns gegenseitig zu unseren Vernissagen. Nach einem Jahr hatten wir die Fahrerei satt und fanden, dass es an der Zeit wäre zusammenzuziehen. Dass Sabine die Mädels aus der Schule herausreißt und nach Berlin verpflanzt, war keine Option. Also suchte ich nach einer geeigneten Steyrer Wohnung im Netz und Sabine musste sie besichtigen. Eine Wohnung im Grünmarkt fand unser beider Wohlwollen. Wie sich bald herausstellte genauso wie die Galerie in Potsdam in einem ehemaligen Gefängnis. In Potsdam endete eine Treppe irritierenderweise vor einer Wand. Nach einigen Recherchen stellte sich heraus, dass dahinter die Räume eines ehemaligen Stasigefängnisses lagen, von dem die Galerieräume abgetrennt worden waren. In Steyr hatte der Hof, in dem wir wohnten, einige Jahrhunderte zuvor als Gefängnis und Wohnung des Scharfrichters gedient. Wir hofften mit dieser neuen Erkenntnis, dass die Geister der Hingerichteten vielleicht einmal gewinnbringend durch unsere Gemächer geistern würden, wenigstens an Halloween - immerhin gab es von der Nachbarwohnung einen Geheimgang zur über uns gelegenen Stadtpfarrkirche - aber die Geister zeigten sich unlustig. Vielleicht war es auch gut so. Der morgendliche Blick in den



Spiegel ist schon schlimm genug. Wer möchte da schon, dass ihm jemand ohne Kopf über die Schulter schaut?

Ich pendelte zwischen Berlin und Steyr hin und her, mich mit meinem Bruder dabei abwechselnd, unseren Vater zu besuchen, der inzwischen in einem Pflegeheim war. Schließlich verlobten Sabine und ich uns feierlich bei einem Essen in der Galeria. 2016 folgte die Hochzeit. Ursprünglich sollte sie wegen meines kaum mehr transportfähigen Vaters in Berlin stattfinden. Zehlendorf hat ein hübsches altes Standesamt, in das ich schon oft Freunde auch als Trauzeuger begleitet und ihnen vor der Tür Büchsen ans Auto gebunden, oder sie mit Konfetti bestreut hatte. Aber wir wollten im Freien feiern und deshalb im Sommer heiraten. Und das erschien unmöglich, nachdem ich feststellen musste, dass jegliche Kommunikation, selbst für die simpelste Nachfrage, mit dem Standesamt in weniger als einem Monat unmöglich war, welchen Weg auch immer man wählte. E-Mail, Telefon, Wartenummer – egal. Das Standesamt in Steyr hatte mittlerweile auch keine Termine über den Sommer mehr frei, riet uns aber in den Umlandgemeinden zu fragen. Und so traf sich das Schöne mit einer zeitgerechten Lösung. Sabine, die Standesbeamtin von Steinbach an der Steyr, hatte noch Termine frei und zeigte uns den wunderschönen Bischofssaal im Pfarrhof. Besser hätten wir es nicht treffen können. Damit war gleichzeitig auch die Frage nach der Hochzeitskutsche abgehakt. Das Schnauferl musste es sein. „Eingleisig“ wollen wir den neuen Lebensweg beschreiten, teilten wir in den Einladungen mit, die auch gleich altertümliche Fahrkarten enthielt, die auf Wunsch später vom Schaffner im Sonderwaggon gelocht wurden. Da Sabine sich einen schönen weißen Gehrock gekauft hatte, beschlossen wir zunächst passend zur Steyrtalbahn als Steampunks zur Hochzeit zu fahren. Das wurde dann aber doch abgemildert zu einem halbwegs glaubwürdigen victorianischen Stil. Das Schwierigste daran waren Sabines Hut und Stiefel. Hohe weiße Schnürstiefel waren schließlich nur über einen Domina-Versand zu bekommen und der Hut stammte aus einer Berliner Masken und Hut-Produktion fürs Theater. Ich hatte mir einen grauen Ascot-Zylinder besorgt, einen Maxime-Schal und einen schwarzen Gehstock mit verchromtem Knauf. Der Kommentar eines Mitreisenden, als wir einstiegen in die Steyrtal-



Bahn: „Schaut mal, Graf Dracula fährt auch mit!“ Aus Berlin reiste mein Bruder mit Familie an. Mit meinem Vater und den restlichen Berliner Freunden und Verwandten feierten wir in Berlin bei einer Video-präsentation der Hochzeit nach. Sabines Familie vermeinte in Bekleidungsfragen irgendeinen Fingerzeig bekommen zu haben, hatte aber etwas missverstanden. Sie kamen fast alle in Tracht. Ein zünftiger Rucksack erwies sich dabei als sehr vorausschauend. Für nach der Trauung hatten wir ein Catering im Pfarrhof vorbereiten lassen und viele Getränke blieben übrig. Sie fanden für die Rückfahrt alle im Rucksack Platz. Für die Musik bei der Trauung wollten wir niemand mit einer Quetschn quälen. Wir hatten uns passende Titel, wie „Starry starry night“ von Don McLean, und „Your Song“ von Elton John aufs Handy gespielt und hinter der Standesbeamtin stand diskret eine Bluetooth-Anlage. Mit dem Handy im Zylinder auf dem Schoß spielte ich die Musik ein. Die größte Überraschung für uns stand neben dem Tisch der Standesbeamtin auf einer Staffelei. Wir schauten uns das Bild und uns gegenseitig fassungslos an, wer dafür verantwortlich sein könnte. Es war die Standesbeamtin. Als wir überlegt hatten, wie wir ihr ein paar Daten über uns vermitteln sollen, hatten wir uns dafür entschieden, es unserem Online-Kennenlernen entsprechend wie einen Wikipediaeintrag zu gestalten. Die Standesbeamtin trug es eins zu eins vor und hatte über unser Kennenlernen auch vom „Bild des lieben Opas guthin“ gelesen. Sie hatten es sich online aus unseren Bildern herausgesucht und es stand als Druck groß auf der Staffelei!

An dieser Stelle sei der Vollständigkeit halber eingeschoben, dass ich inzwischen zweimal erfolgreich zu einer Katheterablation im Herzzentrum Leipzig war, die meiner Pumpe und mir beide Male für einige Jahre Ruhe verschafften. Auch die letzte fand gegen den Willen der österreichischen Versicherung in Leipzig statt, was einen für die Versicherung sehr teuren Prozess mit Gutachterbesuch in Wien nach sich zog. Aber nach meinen schlimmen Erfahrungen war ich nicht bereit, mich auf weitere Experimente in Linz einzulassen.

Im Grünmarkt hatten wir zunächst den größten Raum als Atelier und Ausstellungsraum in Benutzung, aber es wurde uns bald klar, dass



die restlichen Räume für vier Personen langfristig zu eng sein würden. Deshalb waren wir froh, als wir endlich den Handyshop unter uns erst zur Hälfte, dann ganz, als Galerie nutzen konnten. Soweit es Sabine und Kurt Apfelthaler, mit dem uns bald neben der Politik auch die Paddelei verband, noch nicht geschafft hatten mich in Steyr einzupflanzen, schafften es jetzt die Vernissagen in unserer Galerie. Noch mehr Freunde gewannen wir hinzu, als wir jeden Sonntag ein Künstlerbrunch anboten. Wir hatten uns selbst darüber geärgert, dass in Steyr sonntags kein Restaurant offen war und so verbanden wir das Angenehme, nämlich den Spaß am Kochen, mit dem Nützlichen. Mit der Sammelbüchse daneben war nichts daran zu verdienen und auch ein nennenswerter Werbeeffekt blieb aus, aber es war wundervoll den Laden jeden Sonntag voller Freunde zu haben, die eigene Gedichte vorlasen, musizierten und diskutierten. Ein kleiner Kultursalon, bald noch weiter bereichert durch die Nachbarschaft von Johannes Angerbauer Goldhoff und Andreas Schönangerer.

## **Die Freiheit, die sie meinen**

Ich hatte inzwischen erste Bekanntschaft mit dem Klagefreudigkeit des rechten Lagers in Österreich gemacht. Ein Ruf, der ihm schon vorher nach Deutschland vorausgeeilt war, den ich aber nicht allzu ernst genommen hatte. Als ich unter dem Titel „die Bilder schweigen“ eine eigene Ausstellung im Grünmarkt machte, die mit verhängten Bildern und aufgeklebten im Backofen künstlich vergilbten Zetteln Vergleiche anstellten zwischen nationalsozialistischen, AfD und FPÖ-Äußerungen zur Kunst, gab es einen Nebensatz, von dem sich „Odin“ Wiesinger, der Lieblingsmaler Norbert Hofers zu sehr in NS-Nähe gebracht fühlte. Prompt flatterte mir ein Anwaltsschreiben in den Briefkasten, mit einer Forderung nach öffentlicher Richtigstellung, Unterlassung und Schadensersatz. So schnell konnte es also gehen! Ich ließ den Anwalt wissen, dass meine Formulierung den behaupteten Zusammenhang nicht herstellt, obwohl seine Äußerungen und Bildwerke eine solche Aussage in jeder Hinsicht rechtfertigen würden und wir das gerne vor Gericht austragen könnten. Nachdem

ich lange genug nichts mehr vom Anwalt gehört hatte, dankte ich es ihm mit einem Spottgedicht, das noch bis vor kurzem in den Facebookbewertungen seiner Galerie-seite zu finden war. Wiesinger blieb nicht lange allein. Auch Vater und/oder Sohn Schott, vom lokalen R(eichs)TV, einem Lokalsender, in dem inzwischen der Identitären-chef Sellner regelmäßig als Migrations-Experte parlieren darf, fühlten sich von mir bei Facebook diffamiert. Auch ihr Anwalt erhielt von mir widerspruchslos einen abschlägigen Bescheid. Doch der prominenteste Austeilen-aber-nicht-einstecken-Könner kam noch. Es war kein Geringerer als der vorerst gescheiterte „Volkskanzler“. Aber dafür musste erst Corona über uns hereinbrechen. Und damit ein postfaktisches Minenfeld, dessen Entstehung ich seit 2012 beobachtet hatte und in dem ich mich aus Angst um unsere Demokratie auch seit dieser Zeit vor allem im Netz engagiere. Nein, nicht um jeden Troll zu füttern! Nur dort wo es notwendig und sinnvoll erscheint. Oder wo man ihre Lächerlichkeit vorführen kann. Aber vor allem um proaktiv aufzuklären. Es begann mit den ersten Protesten gegen den syrischen Diktator Assad.

Spätestens seit 9/11 habe ich es mir zur Angewohnheit gemacht, auch internationale Medien zu verfolgen. Fast mehr noch als deutschsprachige. Neben dem Blick über den Tellerrand, der einen über internationale Politik meist auch schneller informiert als die einheimischen Medien, läuft man nicht so leicht Gefahr nur noch in einer Informationsblase oder Echokammer gefangen zu sein. Wenn man in Berlin West- und Ostfernsehen vergleichen konnte, oder Berichte von Demonstrationen oder anderen Ereignissen gelesen hat, bei denen man selbst zugegen war, weiß man wie gering der Wahrheitsgehalt vieler Medienberichte ist. Die Online-Seiten von Washington Post, New York Times, CNN, der Moscow Times, dem Guardian, der BBC, Al Jazeera und von Haarez gehörten zu meinen bevorzugten internationalen Medien. In den Online-Foren vor allem der Zeit und des Spiegels begann ich mich an Diskussionen zu beteiligen. Dabei fiel mir auf, dass viele Kommentare über Syrien dort immer weniger Ähnlichkeit mit den Berichten der internationalen Medien hatten. Dass Syrien und Russland Unterstützung von Links erfahren würden, war zu erwarten. Seltsam war aber, dass viele der völlig verzerrten Darstellungen in den Foren und bald auch auf der Straße, von Frie-



densaposteln kamen, die zum Beispiel von den VSA sprachen, den Vereinigten Staaten von Amerika, statt den USA. Und im besten Landserdeutsch von DEM Russen und DEM Ami. AfD und – ein wenig später - Pegida entstanden. Bald tauchten die ersten Gerüchte von Trollfarmen in Russland auf. Die Berichte über die Proteste auf dem Maidan waren in den sozialen Medien auch völlig entstellt. Und dann landeten die Grünen Männchen auf der Krim. Mit Hubschraubern und LKWs, die wie einige Videos Ortsansässiger zeigten, einige Wochen zuvor mit russischen Kennzeichen in Kasernen hinein und ohne herausgefahren waren. Wenige Tage später konnte man die ersten Überwachungsvideos von der Erstürmung des Krimparlaments im Netz finden. Ein Grünes Männchen erklärte in die laufende Kamera eine BILD-Journalisten, dass er der russischen Armee angehört und während der Generalinspekteur der Bundeswehr Kujat in einer Talkshow noch Putin lobte und entschieden bestritt, dass es sich um russische Truppen handelt, hielten von der Ukraine gefangengenommene russische Soldaten schon ein paar Tage lang ihre Armee-Hundemarken in die Kamera.

Schon eine Weile bevor Jan Böhmermann „Reconquista Germanica“ entlarvte, legte ich mir bei Facebook einen Account mit einem russisch klingenden Namen zu, ausgeschmückt mit ein paar herben pro-russischen Beiträgen, um zu versuchen mal ein wenig hinter die Kulissen zu schauen. Es ging schneller als gedacht. Nur wenige Assad- und Putinfans musste ich um ihre Freundschaft bitten, dann wurde ich schon in eine Facebookgruppe eingeladen, die den Namen „Interventionskommando gegen die Lügenpresse“ trug. Ich war mitten in einem Trollnest gelandet. Geleitet von einem Russen und einem Deutschen, der auch in Videos der russischen Donbass-Besetzer zu finden war. Versuche, in den deutschen Medienforen zu thematisieren, warum sie so manipuliert waren, scheiterten. Für die unbequeme Botschaft schlug man lieber den Boten. Oder sperrte ihn gleich. Dabei wuchsen die Indizien und Beweise täglich, dass und wie sehr Russland die Nachrichten in der Ukraine, in Europa und in den USA manipulierte. Der deutsche Journalist Christoph Hörstel warb auf Facebook völlig unverhohlen Trolle für eine Beschäftigung bei RT an. Elsässer ließ sich seine Compact-Konferenzen, zu denen neben russi-

schen Offiziellen auch Egon Bahr und Peter Scholl-Latour erschienen, von Russland bezahlen. Und auch Ken Jebsen, alias KenFM, ließ keine Zweifel daran, in wessen Diensten er unterwegs war. Ich bloggte inzwischen, beteiligte mich an der Entlarvung von Fake-Videos aus Syrien und war bei Twitter und Facebook mit Journalisten, Osteuropaexperten, Syrern und Deutschen in der Ukraine im Austausch. Ich folgte Andreas Umland, Anne Applebaum, Donald Tusk, Timothy Snider, Anton Shekhovtsov, Eliot Higgins, Michael Weiß, um nur ein paar Namen zu nennen. Einige Betrachtungen von mir fanden auch den Weg in ukrainische Medien. Viele versuchten u.a. auch der Bundesregierung klar zu machen, welche Gefahr von Russland ausgeht. Nicht nur für Syrien und die Ukraine. Snider warnte damals schon davor, dass die Ukraine wohl standhalten würde, aber Europa Gefahr läuft vom innen zersetzt zu werden.

2020 rief mich mein Bruder aus Berlin an, dass es mit unserem Vater bald zu Ende gehen würde. Er war im Krankenhaus, war kaum noch ansprechbar und lehnte jegliches Essen ab. Ich war einige Tage in Berlin, saß an seinem Bett, streichelte seinen Arm, versuchte mit ihm zu reden. Aber er wollte noch nicht gehen. Erst als ich wieder zurück nach Österreich fuhr, und man ihn zurück ins Pflegeheim zu seiner Lieblingspflegerin brachte, konnte er in Frieden einschlafen. Hätte ich ihn wenige Tage später nochmal besuchen wollen, ich hätte es nicht mehr gekonnt. Die Corona-Quarantäne hatte begonnen und wir mussten über ein halbes Jahr warten, bis wir ihn wenigstens mit ein paar Personen, Masken und Durchzug in der Kapelle verabschieden konnten.

Das größte Hindernis einer klaren Position gegen Russland in Deutschland war spätestens seit Putins und Schröders korrupten Nordstream-Deal sein ehemaliger Kanzleramtschef Steinmeier. Polens damaliger Außenminister Sikorski hat in einmal als Trojanisches Pferd Putins bezeichnet. Als der Ukrainekrieg um Krim und Donbass begann, war er deutscher Außenminister. Er wollte sich bürgernah geben und unterhielt eine Facebookpräsenz. Natürlich von Mitarbeitern des Außenamts administriert, aber von ihm verantwortet und wie ich hoffte, ab und zu auch mal beobachtet. Ich sparte dort nicht



an Kritik zu seiner Russlandhaltung und auch nicht an der Art der Administration selbst, die keinerlei Anstoß nahm an russischer oder brauner Propaganda und Desinformation auf der Seite des Auswärtigen Amtes. Und als dort irgendwann einmal antisemitische Kommentare an der Grenze zur Strafbarkeit stehen blieben, drohte ich spontan damit, dass ich für jeden folgenden antisemitischen Kommentar die Patenschaft für einen Stolperstein übernehmen würde. Irgendwo hatte ich kurz zuvor eine vorbildhafte Aktion gesehen, bei der rechts-extreme Aktivitäten auch mit guten Taten bestraft wurden. Es folgten noch drei entsprechende Kommentare. Ich musste und konnte niemand etwas beweisen, aber ich war es mir selbst und den Opfern schuldig, mein Versprechen zu halten. Deshalb liegt noch ein von mir nicht personengebunden gespendeter Stein irgendwo in Zehlendorf und deshalb kam ich mit dem Vorsatz nach Steyr, hier zwei weitere zu verlegen. Erste Versuche Mitstreiter zu finden, waren, so wie die von Frieda Pohlhammer, nicht sehr erfolgreich. Mir wurde geraten die Finger davon zu lassen. Es gäbe zu viele dunkle Arisierungsflecken auf der Vergangenheit so mancher Mitbürger, als dass das auf viel Wohlwollen in Steyr stoßen würde.

Dann kam die Zeit der Coronaproteste. Brejcha, Rutter und andere stellten sich in Österreich an ihre Spitze und die Identitären und später auch der Altneonazi Küssel hakten sich dankbar ein. Die zentrale Initiatorin in Steyr kann man sicher namentlich nennen. Sie trägt heute einen anderen. Sabine Brandner holte für ihre sonntäglichen Spaziergänge alle nach Steyr, die wie sie selbst Reden darüber schwingen wollten, wie wichtig es wäre die eigene Freiheit der Maskenverweigerung und des Ungeimpftseins gegen die Gesundheit anderer zu verteidigen. Und gegen die „Coronadiktatur“. Den Gesundheitsmechaniker, einen slowakischen Nazi, Monika Donner, Katharina Rösch, Hubmer-Mogg, Rechtsanwälte für Aufklärung, Polizisten für Aufklärung, klimawandelleugnende Doktoren mit mehr als fragwürdigen Titeln aus Mexiko oder Bratislava – kurz ein Panoptikum der semiprofessionellen Realitätsverweigerer und Verschwörungstheoretiker. Es kam zu Prozessen und es kam zu Gegenprotest am Steyrer Neutor, bei dem ich auch Kontakt zum Steyrer Mauthausenkomitee bekam, wo mir schließlich bezüglich meiner Stolpersteinfrage der

Weg zu dem Historiker- und Lehrerpaar Waltraud und Erwin gewiesen wurde. Um uns drei herum entstand eine Steyrer Stolpersteininitiative, die 2023 und 2024 einundzwanzig Stolpersteine in Steyr für jüdische und Euthanasieopfer verlegt hat und weitere verlegen will. Und Erwin, dem ich einige vor Jahren geschriebene pointierte Leseschnipsel aus meinem Leben zu lesen gab, hat mich angestiftet mehr zu schreiben. So wie meine Klassenkameradin Birgit mich angestiftet hatte, wieder zu malen. Und mit 68 ist es ohnehin an der Zeit mal einen halb selbstkritischen, halb amüsierten Rückblick auf sein Leben zu werfen. Vielleicht einen, der ein bisschen den Zeitgeist meiner Generation dokumentiert. Und damit schließt sich der Kreis.

Halt, eins habe ich vergessen! Auch „Volkskanzler“ Kickl war zu einem der Spaziergänge in Steyr. Dabei muss ein Foto mit Sabine Brandner entstanden sein, auf dem sie Kickl mit glänzenden Augen anschaut. Die FPÖ warb kurz darauf mit diesem Bild für die – bitte nicht lachen! - Frauenpolitik der FPÖ. Ich machte daraus in einer Photoshop-Montage unter Beibehaltung der Personen eine Verleihung des Mutterkreuzes. Bald hatte ich ein Schreiben von Kickls Anwalt auf dem Tisch. Die Schadensersatzforderung war nicht unbedingt bescheiden. Meine Antwort:

*„Wenn es um Ehrverletzung geht, bin wohl ich derjenige, der sich in seiner Ehre verletzt fühlen muss. Ich bin Maler und Grafiker und als letzterer gerne und häufig im Bereich der Satire tätig. Als Satiriker fühle ich mich beleidigt wenn mir schlechte Satire anderer zugemutet wird. Zum Beispiel wenn Zeitgenossen, die den demokratisch gewählten Bundespräsidenten ihres Landes als Staatsverräter und senile Mumie bezeichnen, davon fabulieren, dass sie so etwas wie Ehre besitzen würden. Ein solches Verhalten zeigt, dass solche Personen nicht nur jeden moralischen sondern auch jeden rationalen intellektuellen Halt verloren haben, der zu einem Mindestmaß an Selbstreflexion befähigt.“*

## **Nachwort**

Ein fast ganzes Menschenleben könnte natürlich viel mehr Seiten füllen. Ich bitte deshalb bei allen um Verständnis, die auch eine nicht unerhebliche Rolle in meinem Leben gespielt haben, aber hier nicht vorkommen oder nicht in einer angemessenen Würdigung. Manches ist etwas verkürzt oder verschmolzen. Wahrscheinlich sind einige Dinge zeitlich nicht ganz richtig eingeordnet. Aber eins schwöre ich hoch und heilig: Nichts ist erfunden und nichts ist übertrieben.

Einige der hier Genannten, sind schon gegangen. Die meisten von ihnen werde ich nicht vergessen. Und mit einigen der Genannten hätte ich gern mehr Zeit meines Lebens geteilt. Aber man hat leider nur ein Leben.

Steyr am 25.02.2025

## **Fotosseiten**

- 06 Meine Mutter mit mir und ihre Eltern
- 14 Die Gymnasialklasse / Mit Bettina auf Fehmarn
- 25 Szenen aus „Zeus hat das letzte Wort“ von Peter Schottke
- 32 Onkel Gerds Pasteten / Discoabend im Club A18
- 36 Irgendwo zwischen Korsika und Mallorca
- 39 Mit Thomas und dem „Häuptling“ auf der Havel / Fehmarn – Nysted
- 42 Straßenschlacht in Kreuzberg
- 48 WG-Kinderzimmer / Gemälde „Game over“
- 54 Parkplatzleben mit Onkel Gerd
- 61 Silvesterparty 89/90 bei „Tommy Wahnsinn“ in Grünau
- 66 Jette beim Oderhochwasser, einem Feuerwache-Dreh und Bautzen
- 78 „Dios de los Muertos“
- 80 Gemeinschaftshaus mit Club A18 von außen und innen
- 83 „License to kill“ 2003
- 85 Susanne und unser Haus
- 87 Aquarell der Teltower Kirche / Ausstellung im Rathaus Teltow
- 91 Erste Begegnung mit Sabine / mit meinem Vater in Steyr
- 93 Hausbootferien bei Heiligenhafen
- 95 Hochzeit
- 97 Die Galerie Leiwaund im Grünmarkt
- 100 „Possibly a Nazi salute“
- 103 Russia Today / Die Anatomiestunde



Winston musste sich eingestehen, dass er alt geworden war, als er so gebeugt am Fenster stand und über die Stadt blickte. 40 Jahre waren vergangen seit dem schrecklichen Jahr 1984. Eine Angstprojektion, im veralteten Neusprech „Euphoria“ genannt, hatte damals nicht nur seine Liebe zerstört, sondern ihn auch in ein virtuelles Ozeanien versetzt, das alle negativen Umstände spiegelte, die in Eurasien herrschten. Die Gedankenpolizei war perfekt in solchen Dingen. Nicht weit entfernt von seinem Fenster stand immer noch die gewaltige vertraute Stufenpyramide. Sie wurde inzwischen von vielen schlanken Hochhäusern überragt, aber sie strahlte immer noch eine unerschütterliche Macht aus. Man nannte die Festung jetzt Außenministerium, aber die Funktion war die gleiche geblieben. Flog der Außenminister nach Ozeanien oder Ostasien, kam kein wahres Wort über seine Lippen. Namens der Diplomatie regulierte man dort die Wahrheit. Stimmt die Worte des Minister zu offensichtlich nicht mit der Wahrheit überein, wurde die Wahrheit angepasst. Die drei Maximen der Partei, die in großen Lettern an der Fassade prangten, hatten sich im Laufe der Jahre leicht verändert. Jetzt stand dort nicht mehr Krieg ist Frieden, Freiheit ist Sklaverei und Unwissenheit ist Stärke, sondern Demokratie ist Faschismus, Fakten sind Fake und Widerstand ist Terror. Und der Name der Partei hatte sich geändert. Sie nannte sich jetzt Einiges Eurasien. Der Televisor hatte im Lauf der Jahre neue Funktionen bekommen. Man konnte mit ihm mit jedem beliebigen Bürger kommunizieren. Jederzeit und überall. Man trug in in der Tasche bei sich. Aber natürlich hatte die Gedankenpolizei des föderalen Sicherheitsdienstes immer noch ihre Schnittstellen im System, wo sie jederzeit dokumentieren konnte, über was man sich austauschte. Und auch der Große Bruder konnte sich jederzeit mit jedem Bürger verbinden, wenn er der Gedankenpolizei nicht vertraute oder direkt mit einem Bürger sprechen wollte. SORM nannte sich das System. Aber noch immer wurde im Televisor von Kriegen berichtet. Im Kampf um die Vollendung Eurasiens wurden siegreiche Schlachten geführt, mit immer neuen Geländegewinnen. Die Truppen der Nazis von Ozeanien wurden zermalmt. So zeigte es der Televisor täglich.